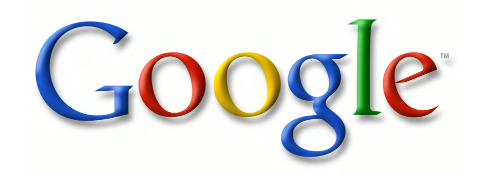
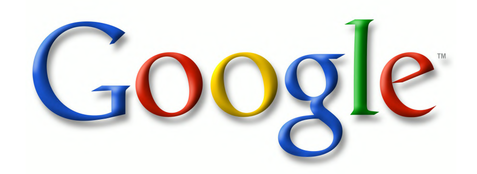
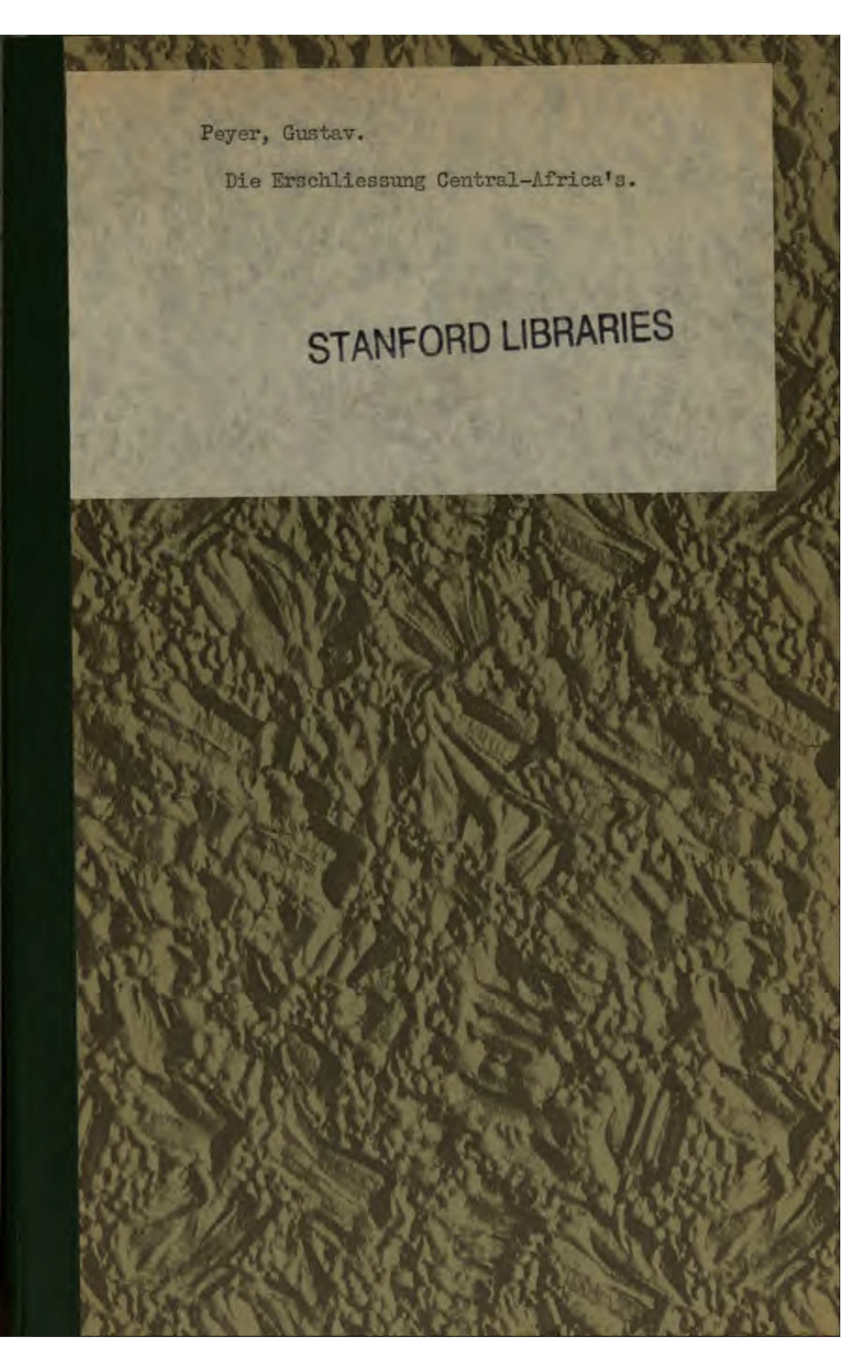
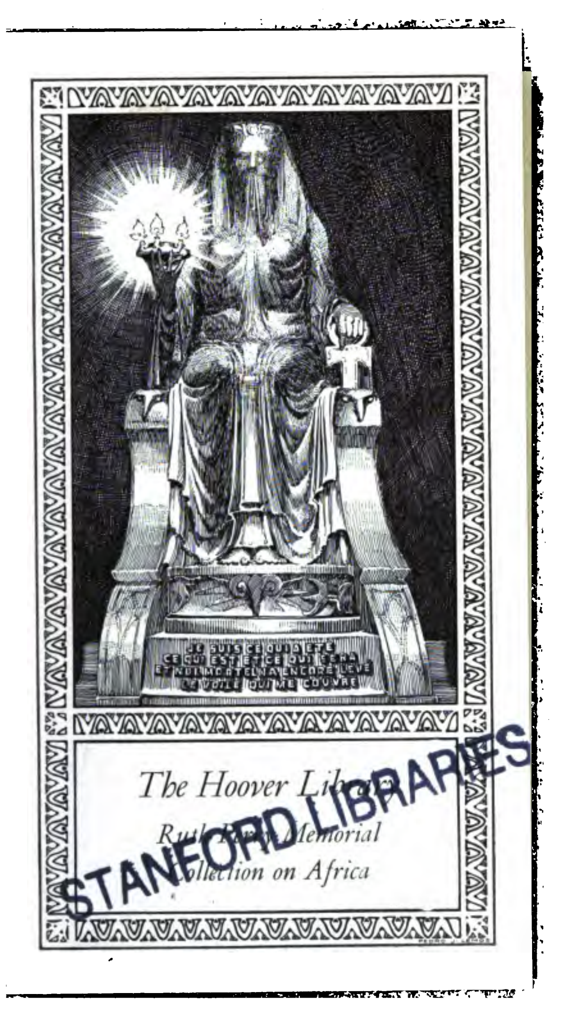
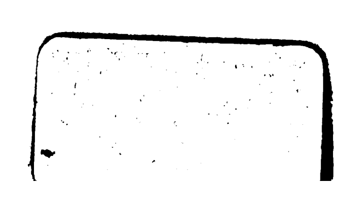



Google


Peyer, Gustav.
Die Erschliessung Central-Africa's.
STANFORD LIBRARIES


JE SUIS CE QUI A ÉTÉ
CE QUI EST ET CE QUI SERA
ET NUL MORTEL N'A ENCORE LEVÉ
LE VOILE QUI ME COUVRE
The Hoover Li
Memorial
ollection on Africa
STANFORD LIBRARIES



Die

Erschliessung Central-Africa's.

Mit besonderer Berücksichtigung
der Entdeckungsreise H. M. Stanley's
und des gegenwärtigen Standes der Africaforschung

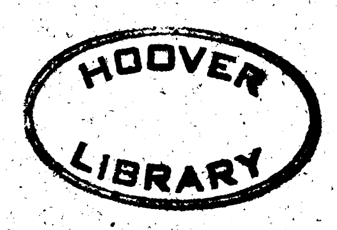
dargestellt

von

Gustav Beyer.

Mit einer Karte.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1881.



30/-

Die

Erschliessung Central-Africa's.

Mit besonderer Berücksichtigung
der Entdeckungsreise H. M. Stanley's
und des gegenwärtigen Standes der Africaforschung

dargestellt

von

Gustav Peyer.

Mit einer Karte.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1881.

Die

Erschliessung Central-Africa's.

Mit besonderer Berücksichtigung
der Entdeckungsreise H. M. Stanley's
und des gegenwärtigen Standes der Africaforschung

dargestellt

von

Gustav Beyer.

Mit einer Karte.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1881.

Östl. Länge 25 v. Greenwich

ATLANTISCHER OCEAN
KONGO
ANGOLA
BENGUELA
BAYONGO
BATEKE
BARUA
WAKUNA
WATWA (Zwerge)
MANYEMA
LOVALE
ULUNDA
UHUA
UNYAMWESI
UKONONGO
USUKUMA
UGANDA
USOGA
GALLA-LÄNDER
Äquator
Loanda
Benguela
Kabinda
Lobemba S.
Kassali S.
Ukerewe
Kilima Ndscharo
Samburu S.
Baringo S.
Stanley Fälle
Liba See
Quiloa

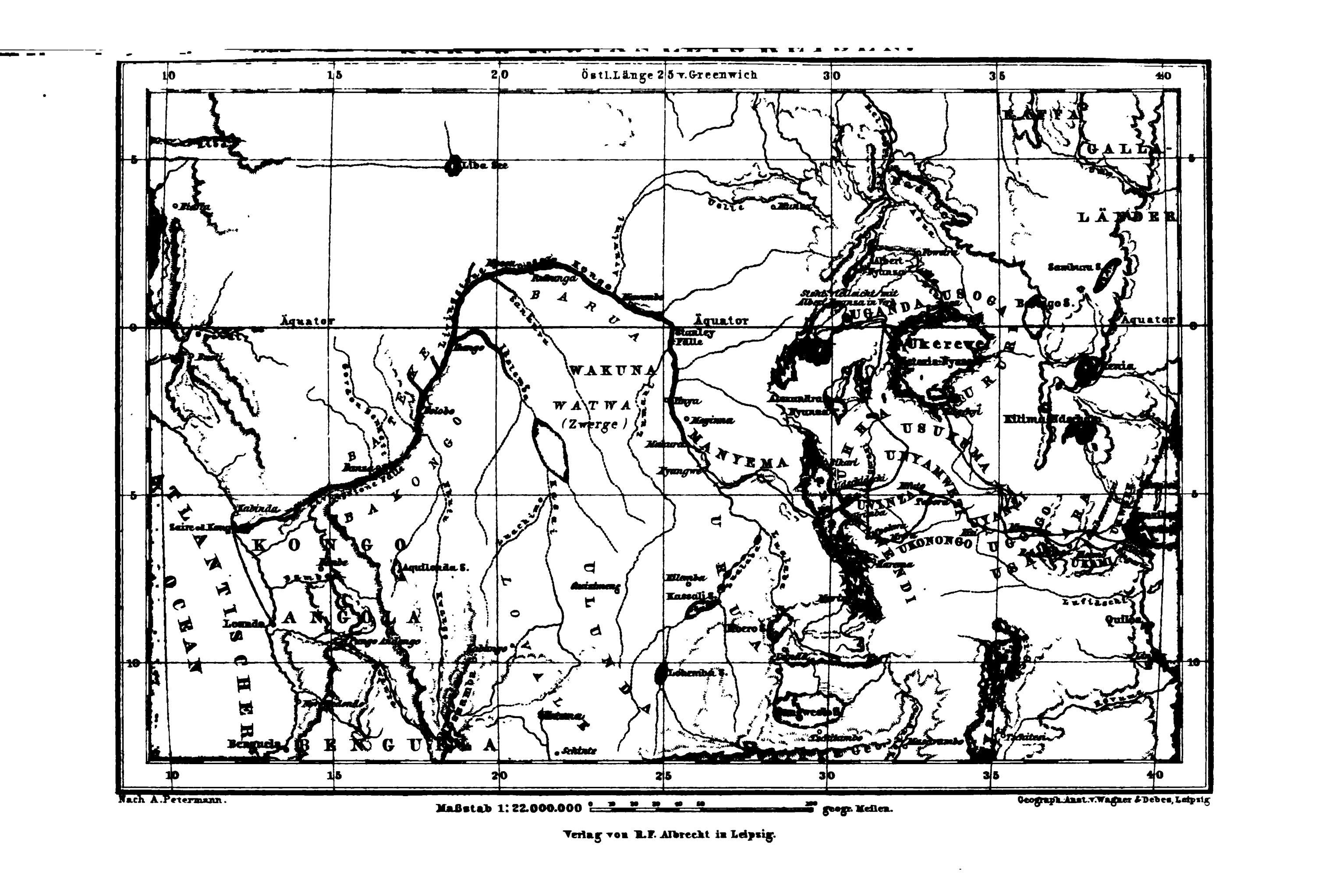
Nach A. Petermann.

Maßstab 1 : 22.000.000 geogr. Meilen.

Geograph. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.

Verlag von R. F. Albrecht in Leipzig.

30|-


Östl. Länge 25 v. Greenwich
Liba See
Äquator
BARUA
WAKUNA
WATWA
(Zwerge)
MANYEMA
BAYONGO
KONGO
ANGOLA
BENGUELA
LOVA
ULUNDA
UGANDA
USOGA
USUKUMA
UNYAMWEZI
UKONONGO
UGOGO
GALLA-
LÄNDER
ATLANTISCHER OCEAN
Stanley Fälle
Kabinda
Loanda
Benguela
Quiloa
Nach A. Petermann.
Geograph. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig
Maßstab 1: 22.000.000
geogr. Meilen.
Verlag von R. F. Albrecht in Leipzig.

Die

Erschliessung Central-Africa's.

Mit besonderer Berücksichtigung
der Entdeckungsreise H. M. Stanley's
und des gegenwärtigen Standes der Africaforschung

dargestellt

von

Gustav Peyer.

Mit einer Karte.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1881.

1. Abschnitt.

Was vor Stanley für die Erschließung Central-Africa's gethan wurde.

I.

In demselben Spätherbst des Jahres 1877, da vor Plewna die russischen Kanonen donnerten, und das osmanische Reich in seinen innersten Fugen erkrachte, gelangte aus San-Paulo da Loanda an der Westküste Africa's die Kunde nach Europa, daß es dem Americaner H. M. Stanley gelungen sei, den schwarzen Welttheil auf einem fast drei Jahre andauernden, an Mühseligkeiten, Schrecknissen und Kämpfen aller Art überreichen Zuge in der Richtung des Aequators von Ost nach West zu durchkreuzen, die große Frage nach dem Oberlaufe des Congo und dessen Zusammenhang mit dem Lualaba Livingstone's zu lösen, und eben dadurch ein bisher noch durchaus verschlossenes Gebiet, siebenmal so groß wie Deutschland, der geographischen Wissenschaft zu erschließen. Diese Nachricht erregte überall die größte Bewunderung, und der deutsche Geographe Petermann stand, noch unter dem frischen Eindrucke dieses Ereignisses, nicht an, zu erklären, Stanley habe für die Erforschung Africa's mehr gethan, als alle übrigen Africaforscher zusammengenommen. Das war denn doch ein etwas überschwengliches Urtheil, welches gerade so wie die großen Hoffnungen, welche man in den financiellen Kreisen an die Nutzbarmachung der von Stanley neu erschlossenen Gebiete glaubte knüpfen zu dürfen, allmählig auf sein richtiges Maß zurückgeführt wurde. Aber auch so noch bleibt der Siegeszug Stanley's durch den schwarzen Welttheil eine der großartigsten Entdeckungsreisen, welche die Weltgeschichte kennt, ein wahrhaft glänzendes Denkmal kühnen Heldenmuthes und unerschütterlicher Energie, welches die Zeitgenossen nicht bloß zur Bewunderung, sondern vor allem auch zur Nachfolge begeistert, und in den weitesten Kreisen ein tiefgehendes Interesse für diesen Continent wachgerufen hat.

Nur wer die geographischen Revuen und die Missionszeitschriften regelmäßig und an Hand guter Karten genau studirt, vermag sich ein annähernd getreues Bild von der regen Pionirarbeit zu machen, welche derzeit auf diesem Gebiete herrscht: Centralafrica gleicht zur Stunde einer belagerten Festung, gegen welche gleichzeitig von den verschiedensten Seiten her Parallelen eröffnet werden, und daß diese Belagerung kein Kinderspiel ist, beweist die lange Todtenliste der auf diesem Felde der Ehre Gefallenen.

Es liegt keineswegs in unsrer Absicht, an dieser Stelle eine auch nur halbwegs erschöpfende Darstellung dessen geben zu wollen, was Stanley und dessen Vorläufer und Nachfolger für die Erschließung Centralafrica's gethan haben. Nur eine kurzgedrängte Skizze über dieses umfassende, weitschichtige Thema möchten wir hier unsern Lesern bieten, indem wir zuerst in ein paar Zügen die Geschichte der Africaforschung bis auf Stanley characterisiren, dann den kühnen Entdeckungsreisenden auf seinem Zuge von Zanzibar nach Boma begleiten und endlich darauf hinweisen wollen, was seit Stanley für die Erschließung Centralafrica's geschehen ist.

An der dem Mittelmeerbecken zugekehrten Nordküste des africanischen Continentes finden wir bekanntlich schon im grauen Alterthum eine hochentwickelte Cultur. In den Fluthen desselben Nilstromes, dessen Quellgebiet uns erst vor ein paar Jahrzehnten erschlossen worden ist, spiegelten sich zu einer Zeit, da Sparta und Athen kaum dem Namen nach bekannt waren und die Heerden Abrahams noch im Lande Kanaan zelteten, die Riesenbauten der alten Pharaonen. Die altägyptische Cultur drang dann, wie dies die neueren Forschungen wahrscheinlich machen, weiter stromaufwärts nach dem Staate Meroe zwischen dem Nil und Atbara, dessen prächtige Ruinen noch jetzt an vergangene Herrlichkeit gemahnen. Ob sich die geographische Kenntniß der Aegypter noch über den Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nils bei Chartum hinaus weiter nach Süden erstreckt hat, wissen wir nicht; wohl aber ist bekannt, daß sechs Jahrhunderte nach dem Zusammensturze des Pharaonenreichs eine von dem Kaiser Nero ausgesandte militärische Expedition bis zu dem See No unter dem 9. Grad n. Br. vordrang. Hier wehrten den römischen Officieren die dichten

Pflanzenbarren und Rohrstauden das weitere Vordringen und in diesem See sind nicht bloß die Boote der römischen Centurionen, sondern auch alle späteren Versuche wißbegieriger Entdeckungsreisender, die das Geheimniß der Nilquellen lüften wollten, achtzehn Jahrhunderte lang stecken geblieben. Während somit die Cultur der alten Welt hoch in das Nilthal hinauf drang, nahm sie gleichzeitig auch von dem gesammten Nordgestade Africa's bis tief hinein in die Oasen der Sahara Besitz, und wenn wir Herodot Glauben schenken dürfen, so ist unter dem Pharao Necho durch die Phönicier Africa vollständig umschifft worden. Um das Jahr 470 gelangte dann der carthagische Admiral Hanno um die Säulen des Hercules herum längs der Westküste Africa's über Sierra Leone hinaus bis zum Cap Horn, und der Rapport, welchen Hanno damaliger Sitte gemäß im Tempel des Kronos auf einer Tafel verewigte, bildete für die Geographen des Alterthums die wichtigste Fundgrube für ihre Kenntniß von Westafrica.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß die Kenntniß des Alterthums in Bezug auf Africa eine im Ganzen recht ansehnliche war, indem der Thatendrang der Pharaonen, der Handelsgeist der Phönicier und Carthager und die Ländergier der Römer wetteiferten, um diesen Continent aus seiner natürlichen Abgeschlossenheit herauszuziehen. Als darum das Christenthum seinen Siegeszug durch das römische Weltreich antrat, fasste es sofort auch in Nordafrica Wurzel. Wir brauchen nur die Namen eines Tertullian, Origenes, Athanasius und Augustin zu nennen, um darzuthun, was Africa damals für die christliche Kirche bedeutete. Alexandrien insbesondere war ein Brennpunct geistigen Lebens; selbst bis hinauf in die Hochgebirgsthäler Abessinien's drangen die Missionare. Da wälzten sich um die Mitte des 7. Jahrhunderts wie eine Alles verheerende Lawine die Heere der Nachfolger Muhammeds von Arabien her über ganz Nordafrica und es begann für dasselbe trotz des trügerischen Schimmers muhammedanischer Scheincultur eine Zeit traurigsten Zerfalles. Es hat dem Islam allerdings nicht an begeistern Lobrednern gefehlt, die auf seine staatenbildende Tendenz, seine practische Gesetzgebung, seine Vorzüge vor dem mit Menschenopfern verbundenen Fetischdienste u. s. w. hingewiesen haben,

aber was wollen doch alle diese Vorzüge bedeuten gegenüber der einen Thatsache, daß der Islam den Sclavenhandel in seiner entsetzlichsten Form in Africa verbreitet hat. Dieses wüste Gemisch von Fanatismus und Fleischlichkeit ist der eigentliche Fluch Africa's geworden, und man macht sich keiner Uebertreibung schuldig, wenn man sagt, daß neben den Schrecknissen der Natur vor allem der muhammedanische Fanatismus und die barbarische Praxis der arabischen Händler daran Schuld tragen, daß das Innere des africanischen Continentes sich den Europäern erst so spät erschloß.

II.

Das Mittelalter hat unsere Kenntnisse über Africa nur in sehr geringem Grade bereichert. Galt es doch, wie dies Peschel in seiner Geschichte der Erdkunde nachweist, mancherorts als ein Gott wohlgefälliges Werk, sich um fernabliegende Länder möglichst wenig zu kümmern. Vergleichen wir darum die Karten, welche wir von Claudius Ptolemäus, dem größten Geographen des Alterthums (160 n. Chr.), besitzen, mit den Kartenwerken, wie sie die Venetianer unmittelbar vor dem Beginn des Zeitalters der großen Entdeckungen entwarfen, so ergibt sich nur ein sehr geringer Fortschritt. Die Reisen der Araber, deren Erwerbstrieb dieselben immer weiter nach Süden bis nach Madagascar führte, und selbst mit den Kaffern in Berührung brachte, wie dies die arabischen Wörter in der Kaffernsprache beweisen, erweiterten zwar allmählig den geographischen Horizont, stifteten aber durch Einführung des Sclavenhandels an der Ostküste, die sie schlechthin Sclavenküste (Zendsch) tauften, mehr Schaden als Nutzen. Dagegen trugen die freundschaftlichen Beziehungen, welche seit den Kreuzzügen zwischen der abendländischen Christenheit und den christlichen Königen Abessiniens gepflegt wurden, nicht wenig zur genaueren Kenntniß dieses pittoresken Gebirgslandes bei. Im 13. Jahrhundert schickte Rom sogar christliche Missionen nach Abessinien, um dem sich immer weiter ausdehnenden Islam einen Damm entgegenzustellen. Die von dem gelehrten Camaldulenser Fra Mauro im Jahre 1457 zu Venedig herausgegebene Karte bezeichnet genau den damaligen Stand der geographischen Wissenschaft in Bezug auf Africa. Das Quell-

gebiet des blauen Nils, Abessinien, Schoa und die Somaliküste sind mit großer Treue wiedergegeben, Ostafrica ist über Zanzibar hinaus bis zur Sofalaküste bekannt; Madagascar dagegen fehlt auffallender Weise. Aber noch immer hat Africa eine übertriebene Länge nach Osten und eine große Kürze nach Süden, während die Westküste bis zum Cap Bojador annähernd richtig gezeichnet ist.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts begannen dann die Portugiesen ihre großartigen Entdeckungsfahrten. Nachdem Bartholomäus Diaz schon im Jahr 1487 das „Cabo da boa esperanza" umfahren hatte, suchte und fand Vasco da Gama zehn Jahre später den Seeweg nach Ostindien, indem er erst die Ostküste Africa's bis herauf nach Malinda (3 Grad s. B.) umfuhr und dann von hier aus nach Indien segelte. Seit dem Jahre 1500 kann somit die äußere Gestalt des africanischen Welttheils, wenn auch zunächst nur in ihren groben Umrissen, als bekannt gelten. Aber während schon damals ein mächtiger, stetig anschwellender Strom von Auswanderern sich nach Süd- und Nordamerica zu wälzen begann, und dieser Welttheil mit überraschender Schnelligkeit dem staunenden Abendlande aufgeschlossen ward, blieb Africa nach wie vor ein fast ganz verschlossenes Gebiet. Zu derselben Zeit, da Warren Hastings am Ganges bereits große Ländermassen eroberte und somit das Fundament für die heutige Größe des indisch-britischen Reiches legte, und die britischen Colonien Nordamerica's dem Mutterlande ihre Unabhängigkeitserklärung übersandten, beschränkte sich die civilisatorische Thätigkeit der Eurapäer in Africa auf die Niederlassungen der Portugiesen und Franzosen längs der Ost- und Westküste, welche in erster Linie den Zweck verfolgten, die Eingebornen möglichst rücksichtslos auszusaugen. Eine rühmliche Ausnahme machten nur die Missionen der Jesuiten, ohne daß es doch den opfermuthigen Sendboten dieses Ordens gelungen wäre, irgendwo nachhaltige Erfolge zu erzielen.

Eine Reihe von Ursachen wirkten zusammen, um das Innere des Schwarzen Welttheiles in seiner räthselhaften Isolirtheit zu erhalten. In erster Linie die Natur des Landes. Dürftiger als irgend ein anderer Welttheil gegliedert, zeigt Africa schon in seinen Umrissen das Bild starrer Geschlossenheit. Nirgends erstreckt sich, wie z. B.

bei unserm Welttheil, das Meer in Golfen und Baien tiefer in das Land hinein und die Ströme, welche fast überall sonst den Verkehr mit dem Innern vermitteln, und z. B. so viel für die Colonisation von Nordamerica beigetragen haben, stürmen in rasender Eile, in grandiosen Wasserfällen oder unheimlichen Stromschnellen, von dem Hochplateau des Innern dem Meere zu, und sind darum insgemein fast nur in ihrem Unterlauf der Schifffahrt dienstbar zu machen. Im Norden, da, wo Africa dem Mittelländischen Meere und der Culturwelt zugekehrt ist, lagert in unabsehbarer Ausdehnung die große, schreckliche Wüste Sahara, welche der Reisende nur auf wenigen Caravanenstraßen, stets der Gefahr des Verdurstens ausgesetzt, auf dem Rücken der Kamele zu durchkreuzen wagt, die Ost- und Westküste aber sind die Brutstätte der entsetzlichen Sumpffieber, der Ruhr- und Leberkrankheiten, welche schon vielen Reisenden den Tod gebracht haben, bevor dieselben auch nur ein paar Tagereisen weit in's Innere vorgedrungen waren. Dazu gesellt sich dann die Unwegsamkeit der Pfade, welche Centralafrica mit der Küste verbinden. Dichte Urwälder müssen mit der Axt in der Hand bezwungen, schauerliche Sümpfe auf dem Rücken der Träger oft Tage lang durchwatet werden. Dem glühenden Brand der Sonne, welcher die Glieder in Schweiß auflöst und auch die kräftigsten Männer rasch ermattet, folgen sündfluthartige Regengüsse. Bald ist die gesammte Gegend unter Wasser gesetzt, und der bis auf den letzten Faden durchnässte Reisende erlebt das wenig erquickliche Schauspiel, alle seine Habseligkeiten, Stiefel, astronomische Instrumente, Zwiebackkisten im Zelte herumschwimmen oder gar aus demselben fortschwimmen zu sehen. Zu diesen Schrecknissen der Natur gesellt sich die Wildheit, Habsucht und Mordgier der Stämme, durch deren Gebiet der Entdeckungsreisende ziehen muß.

Der Reisende kann darum von Glück sagen, wenn er mit einem hochgegriffenen Durchgangszoll durchkommt, denn oft genug stößt er auf Cannibalen, die nicht bloß seine Habseligkeiten, sondern vor allem sein Fleisch begehren, oder von unbezähmbarer Mordlust getrieben, mit wildem Kriegsgeschrei über den Fremdling herfallen; in Nordafrica gesellt sich hiezu noch der glühende Fanatismus der Muhammedaner, dem man es z. B. zuzuschreiben hat, daß erst im vorigen Jahre

christliche Reisende, und auch diese nur unter steter Todesgefahr, bis an die Nigerquellen vordringen konnten. Dazu kommt in allen von den arabischen Sclavenhändlern heimgesuchten Ländern der Glaube der Neger, daß der Eindringling nur deshalb komme, um ihnen Schaden zuzufügen. Dadurch sind auch von Natur friedfertige Stämme mißtrauisch gemacht worden. Nehmen wir hiezu noch die Schwierigkeit des Transportes für das große Gepäck, welches der Reisende wegen des landesüblichen Tauschhandels mit sich führen muß, die zahllosen Nöthen, welche auch dem erfahrensten Reisenden die eingebornen Träger mit ihrer Faulheit und Feigheit bereiten, die aufreibenden Sorgen, welche die Leitung und Ueberwachung jeder größern Expedition mit sich bringt, so erscheint es sehr begreiflich, daß Centralafrica von den Conquistadores gewöhnlichen Schlages bisher verschont blieb.

III.

Um das Ende des 18. Jahrhunderts, in demselben Zeitpunct also, da für die Geschichte der Menschheit mit der französischen Revolution eine durchaus neue Epoche eingeleitet wurde, öffnen sich auch allmählig jene ehernen Pforten, welche das Innere Africa's bisher fast hermetisch von der übrigen Welt abgeschlossen hatten. Es war der bergeversetzende Glaube edler Missionare und der glühende Wissensdurst kühner Entdeckungsreisender, welche schließlich über jene furchtbaren Hindernisse den Sieg davon trugen, vor denen selbst die unersättliche Habgier portugiesischer Goldgräber und Elfenbeinjäger scheu zurückgebebt war. „Durch den dunklen Drang der Völker und durch Durst nach Macht und Gold ist oft Großes geleistet worden“, schrieb kürzlich mit Bezug hierauf der deutsche Africaforscher Nachtigal, „doch die höchsten Ziele können nur durch das selbstlose Bewusstsein einer hohen Culturaufgabe, durch die opferwillige Liebe zur Menschheit, durch das glühende Ringen nach idealen Schätzen erreicht werden. Diese erhabenen Motive haben in unserm Jahrhundert gerade in Bezug auf Innerafrica zu den großartigsten Unternehmungen geführt.“ Die Entdeckungsreisen in Centralafrica gehören mit zu den schönsten und ergreifendsten Blättern der Weltgeschichte: was menschliche Energie in

großartigen Wagnissen, selbstlosem Entsagen und geduldigem Ausharren leisten kann, das ist auf diesem Schauplatz zum Ausdruck gebracht worden. Wohl hauste der Tod furchtbar unter dieser Heldenschar, aber wie das Blut der Märtyrer der Same der Kirche war, so geschah es auch hier.

Zwei bedeutsame Daten leiten diese neue große Periode der Africaforschung ein. Im Jahre 1788 wurde zu London die „British African Institution", 7 Jahre später ebendaselbst von Christen aller Denominationen die „Allgemeine Londoner Missionsgesellschaft" gegründet. Diese zwei Gesellschaften sind gleichsam typisch, denn sie bezeichnen die beiden großen Interessenkreise der geographischen Wissenschaft und der Mission, welche fortan in der Erschließung des dunklen Continent's wetteifern. Die „Africanische Gesellschaft", welche von Banks im Vereine mit vier der angesehensten Männer Englands in's Leben gerufen wurde, ist gleichsam die Mutter all der vielen africanischen Gesellschaften, die sich seitdem in den verschiedenen Ländern gebildet haben. Indem sie in ihr Programm nicht bloß die Beförderung der Entdeckungen im Innern Africa's, sondern auch die Hebung des Handels und die Civilisation der Einwohner aufnahm, erklärte sie, daß ihr die Erweiterung der Wissenschaft nicht Selbstzweck, sondern lediglich ein Mittel zur Erreichung eines eminent humanen Zieles war, wie denn die Gründung der Colonie Sierra Leone eines der ersten Werke dieser Gesellschaft war. Wer da wissen will, welch' überaus thätiger Geist die Gründer dieser Gesellschaft beseelte, der lese in Trevelyan's „Life of Lord Macaulay" die prächtigen Seiten nach, die von dem Vater des großen Historikers, Zacharias Macaulay, handeln. Tausendfach getäuscht und auf das Härteste geprüft, hörte dieser Mann, der den Gouverneursposten in Sierra Leone Jahre lang unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen bekleidete, nicht auf, die Schwarzen mit der ganzen Gluth einer starken Seele zu lieben.

Wir müssten unsere Leser ermüden, wollten wir die Namen all der Männer aufzählen, die jetzt im Dienste der „Africanischen Gesellschaft" den schwarzen Welttheil in Angriff nahmen. Aber wir würden uns einer Unterlassungssünde schuldig machen, wollten wir nicht wenigstens Johann Ludwig Burckhardt's gedenken, dessen Büste neben

derjenigen DeWette's die Basler Aula schmückt. Das achte Kind des Obersten Johann Rudolf Burckhardt zum Kirschgarten, trug sich der hochbegabte Knabe frühe schon mit dem Gedanken, Entdeckungsreisender zu werden. In Leipzig und Göttingen auf's beste vorgebildet, trat er im Jahre 1805 als 19jähriger Mann in den Dienst der „Africanischen Gesellschaft." So energisch verfolgte Burckhardt sein Ziel, daß er in England, um sich abzuhärten, in der größten Sommerhitze barfuß lange Fußtouren machte, in eine Decke gehüllt im Freien übernachtete, und von Pflanzenkost und Wasser lebte. Also gestählt, trat er im Jahr 1809 seine großen Reisen an, die ihn erst nach Palästina und Syrien, dann den Nil hinauf bis Berber und Shendy und von hier in östlicher Richtung nach Suakin am rothen Meer führten, von wo er endlich, als Pilger verkleidet, nach den muhammedanischen Wallfahrtsorten Mekka und Medina gelangte. Schon beschäftigte sich Burckhardt mit neuen weit aussehenden Plänen für die Erforschung Africa's — er dachte u. A. daran, von Aegypten aus nach Timbuktu vorzudringen, zu welchem schwierigen Unternehmen er wegen seiner genauen Kenntniß der muhammedanischen Sitten und Gebräuche in besonderer Weise befähigt war, als ihn am 15. October 1817 in Kairo ein früher Tod ereilte. Was Burckhardt einst von sich selbst bezeugte: „Um Romane zu schreiben, habe ich mich nicht so manchen Gefahren und Beschwerden bloßgestellt", das gilt in reichem Maße auch von seinen Nachfolgern.

IV.

Für den Reisenden, welcher Centralafrica, d. h. also das nördlich und südlich vom Aequator innerhalb der beiden Wendekreise gelegene Gebiet, erschließen will, bieten sich mehrere Operationsbasen dar. Es kann derselbe, dem Laufe des Nils immer weiter nach Süden folgend, in das Quellgebiet dieses Stromes vordringen, oder aber das Innere des Continents von der Ost- oder Westküste her zu erreichen suchen. Bei Benützung der Nilroute fanden die Reisenden in den Vicekönigen von Aegypten, welche ihre Machtsphäre nach dem Sudan hin ausdehnen wollten, sehr eifrige, aber mitunter auch sehr bedenkliche Protectoren. Der thatkräftige Mehemed Ali sandte seit dem Jahre 1839

mehrere Expeditionen nach dem obern Nil aus, welche u. A. die alte Streitfrage, ob der Weiße oder der Blaue Nil als der eigentliche Hauptstrom zu betrachten sei, zu Gunsten des Erstern entschieden. Allmählig wurden auch einige der wichtigsten Nebenflüsse des Weißen Nil (Bahr el Abjad), wie der Sobat, der Gazellenstrom (Bahr el Gasal), entdeckt, und der Hauptstrom selbst bis zum 5. Grad nördlicher Breite befahren. Kaum war dies gelungen, so beeilten sich auch schon die Nachfolger der Pharaonen, das neue erschlossene Gebiet in rücksichtslosester Weise auszubeuten. Die Kunde von diesen Gräueln veranlasste österreichische Katholiken, bei den Barinegern, gleichsam als Gegengift gegen die vicekönigliche Civilisationsbestrebungen, Missionsstationen zu gründen. So entstanden seit dem Jahre 1846 die Missionsstationen Ulibari, Gondokoro und Heiligenkreuz am obern Nil, die aber leider später wegen ihrer überaus ungesunden Lage wieder aufgegeben werden mussten.

Wie uns ein Blick auf die Karte zeigt, sind diese Missionsstationen nur einige wenige Breitegrade von dem Albert-Nyanza, dem nördlichsten der Aequitorialseen, entfernt. Nichtsdestoweniger sollte das centralafricanische Seengebiet nicht von hier aus zum ersten Mal betreten werden. Zu derselben Zeit nämlich, da Männer wie Petherik, Miani, Antinori und Heuglin den obern Nil und dessen Nebenflüsse, insbesondere den Gazellenfluß, auskundschafteten, war es zwei Officieren der indisch-britischen Armee, den Capitäns R. F. Burton und J. E. Speke, gelungen, von Zanzibar an der Ostküste aus am 14. Februar 1858 den Tanganikasee bei dem später so oft genannten Udschidschi zu erreichen. Die Entdeckung machte ungeheures Aufsehen. Die Angaben der Missionare Krapf, Rebmann und Erhardt, daß nach Aussage der Eingebornen in der Nähe des Aequators ein riesiger Binnensee existire, wurde insofern bestätigt, als man nun wusste, daß sich südlich vom Aequator ein großes Wasserbecken befand; gleichzeitig aber musste das erst halbwegs gelüftete Räthsel die Entdeckungslust erst recht anspornen.

Von jetzt ab folgten sich die Entdeckungen mit überraschender Schnelligkeit, so daß die kartographischen Institute alle Hände voll zu thun hatten, um mit der Erweiterung unserer Kenntnisse über Africa

gleichen Schritt zu halten. Am 3. August 1858 entdeckte Speke, der sich mit seinem Gefährten entzweit hatte, den Ukerewe, welchen er zu Ehren seiner Königin „Victoria Nyanza“ taufte. Diese Entdeckung sollte Speke unendlich viel Verdruß bereiten. Als er nämlich frohlockend zu seinem Gefährten Burton zurückkehrte, der inzwischen in Unianyembe krank darnieder gelegen war, machte dieser, ob aus Mißgunst, wollen wir dahin gestellt sein lassen, ein äußerst ungläubiges Gesicht, und wusste nach seiner Rückkehr nach England nichts Eiligeres zu thun, als in dickleibigen Büchern auseinanderzusetzen, daß der angeblich von Speke entdeckte See gar nicht existiren könne. Aehnlich liebliche Erfahrungen hat seither noch mancher Africaforscher, Stanley selbst nicht ausgenommen, gemacht, da hochgestellte Geographen höchst erbost darüber waren, daß das Innere Africa's eine andere Gestalt haben sollte, als sie sich dies, in Schlafrock und Pantoffeln hinter ihrem Schreibpulte sitzend, ausgedacht haben. Stanley hatte dieser interessanten Gelehrtenspecies, die, wie es scheint, eine Zeit lang mit besonderer Vorliebe in der Londoner „Royal Geographical Society“ ihr Wesen trieb, in seinem Werke „Wie ich Livingstone fand“ ein Capitel gewidmet, dessen Lectüre selbst hochgradige Zahnschmerzen zu vertreiben im Staude ist. Von den übrigen literarischen Fehden unterscheiden sich jedoch diese Federkämpfe um die Existenz oder Nichtexistenz von Flüssen, Seen und Bergketten sehr vortheilhaft durch den Umstand, daß wahrheitsliebende Reisende gegenüber erkenntnißtheoretischen Klopffechtern schließlich immer Recht behalten müssen, sofern sie sich nicht selber auf das Glatteis der Hypothesen locken lassen.

Für die Africaforschung war indessen das Mißtrauen, welches anfänglich in die Angaben von Speke gesetzt wurde, von dem allergrößten Nutzen. Auf Wunsch des Präsidenten der Geographischen Gesellschaft, Murchison, entschloß sich Speke, seine Reise nach dem von ihm entdeckten Ukerewe noch einmal zu machen, und zwar diesmal in Begleitung des Capitäns J. A. Grant. Der Zweck dieser Reise ging vor allem dahin, den Zusammenhang des Ukerewe und des Weißen Nils außer Zweifel zu stellen. Im September 1860 brachen die Reisenden von Zanzibar auf und gelangten schließlich bis an das Nordufer des

Ukerewesee's, in das Reich des Königs Mtesa von Uganda. Als die ersten europäischen Reisenden sahen Speke und Grant, wie der Nil den obgenannten See verlässt, um sich erst in den prächtigen Riponfällen über eine Felsenbarre zu stürzen, und dann majestätisch weiter zu eilen.

Die Resultate der Speke-Grant'schen Expedition waren wahrhaft großartig. Mit Staunen hörte Europa von den Ländern und Völkern am Victoria-Nyanzasee, in dessen Becken alle die vielen Flüsse zusammenströmen, die später vereint als Weißer Nil nach Norden fluthen. Aber wenn auch die Nilquellenfrage durch diese Expedition in ihren Hauptzügen gelöst wurde, blieb den Nachfolgern dieser beiden Forscher doch noch viel zu thun übrig. Immer schärfer wurden die Umrisse, immer farbenreicher das Bild. Als Speke und Grant 1863 in Gondokoro ankamen, trafen sie hier ihren Landsmann Samuel Baker und dessen muthige Gemahlin, die von Chartum aus mit 3 Schiffen den Nil hinaufgefahren waren, um der Victoria-Nyanza-Expedition hilfreich die Hand zu bieten. Während nun die Einen nilabwärts zogen, um Europa frohlockend ihre Entdeckungen zu verkündigen, drang Baker seinerseits stromaufwärts und entdeckte so den Mwutan-See, den er Albert-Nyanza-See benannte. Aber den Ausfluß dieses See's zu sehen, in welchen der Nil, vom Victoria-Nyanza herkommend, in mächtigen Bogen strömt, um ihn sofort wieder zu verlassen, war ihm nicht vergönnt.

Erst unser Jahrzehnt hat über das System der Aequatorialseen größere Klarheit gebracht. Der italienische Ingenieur Gessi erhielt von Gordon Pascha, dem Gouverneur des ägyptischen Sudan, die Weisung, den Albert-Nyanza genau zu erforschen, und es gelang diesem Reisenden dann in der That, dieses Wasserbecken in seiner ganzen Ausdehnung zu befahren. Dabei zeigte sich, daß dasselbe nicht den großen Umfang hat, welchen die Baker'sche Karte angibt, und die Forschungen Stanley's ergaben dann, daß weiter südlich von diesem Seebecken ein zweites liegt, der Muta Nzige, über dessen Umfang wir bis zur Stunde noch nichts Genaueres wissen.

V.

Also gelang es den vereinten Anstrengungen der von Osten und von Norden her gegen das Centrum Africa's vordringenden Entdeckungsreisenden innerhalb der letzten Jahrzehnte, das Gebiet der Aequatorialseen zu erschließeu, und damit die uralte Frage nach den Quellen des Nils in überraschender Weise ihrer Lösung entgegenzuführen. Ein großes Stück Arbeit war damit bewältigt worden. Aber noch blieb unendlich Vieles zu thun übrig. Vor allem harrte die schwere Frage ihrer Erledigung, woher der Congo, der unter dem 6. Grad s. B. seine gewaltigen Fluthen in den atlantischen Ocean ergießt, eigentlich komme. Bis vor wenigen Jahren kannte man von diesem Riesenstrome nur dessen Unterlauf, und auch diesen erst seit kurzer Zeit. Die Stationen, welche portugiesische Missionare im 16. und 17. Jahrhundert an seinen Ufern errichtet, waren wieder zerfallen, und die Engländer Tuckey und Smith, die im Auftrage ihrer Regierung 1816 zur Erforschung des Congo von der Westküste aus aufgebrochen waren, kamen nicht weiter als 280 englische Meilen stromaufwärts. Oberhalb Sundy-Usanga, eines Puncts, der seither von keinem europäischen Reisenden von Westen aus wieder erreicht worden war, zwang dann der durch ein Fieber herbeigeführte Tod Tuckey's dessen Begleiter zum Rückzug. Spätere Reisende, wie Ladislaus Magyar, der Capitän Hunt und der Capitän Bedingfield, drangen zu Schiffe bis zu den untersten Kataracten des Congo vor, über dieselben vermochte jedoch aus Gründen, welche wir später kennen lernen werden, keiner hinauszudringen.

Während aber somit alle Bemühungen, den wilden Strom von Westen her zu bezwingen, durchaus fruchtlos blieben, gelang es zweien der ausgezeichnetsten Forscher, sich von Osten her dem Stromriesen zu nahen. Der erste dieser Reisenden ist David Livingstone. Leben und Wirken dieses Mannes, den wir rückhaltslos den größten Helden unseres Jahrhunderts an die Seite stellen, setzen wir hier als bekannt voraus. Am 19. März 1813 in dem schottischen Dorfe Blantyre bei Glasgow in ärmlichen Verhältnissen geboren, eignete sich Livingstone, trotzdem er vom 11. Altersjahre an hart arbeitend in einer

Baumwollspinnerei sein täglich Brod verdienen musste, Dank seinem eisernen Fleiße und seiner unbeugsamen Energie, erst die alten Sprachen, dann die theologischen und medicinischen Disciplinen an, nicht etwa um ein „berühmter“ Mann zu werden, sondern um in seinem Theil etwas zum Besten der leidenden Menschheit beitragen zu können. Die prächtige schottische Naturanlage wurde hier geadelt durch wahrhaft christliche Gesinnung. Das Leben Livingstone's war ein Arbeiterleben im schönsten Sinne des Wortes. Als 27jähriger Mann begann er seine Wirksamkeit in dem Schwarzen Erdtheil, der ihm allmählig zur zweiten Heimat wurde, zu Kuruman im Betschuanenland. Erst nachdem sich dann Livingstone mit Land und Leuten gründlich vertraut gemacht hatte, trat er im Jahre 1849 seine erste Entdeckungsreise an.

Dieselbe führte Livingstone erst nach Norden, an den kleinen, salzigen Ngamisee, dann unter großen Mühsalen nach der Westküste, die er auf bisher noch nie von einem Europäer betretenen Pfade bei Angola erreichte, dann wieder zurück in das Innere des Landes nach dem Zambesi, dessen herrliche Victoriafälle, welche an grandioser Naturschönheit selbst den Niagara überbieten, sein entzücktes Auge früher denn irgend ein anderer Weißer bewundern durfte. Im Jahre 1858 finden wir Livingstone abermals am Zambesi, diesmal unterstützt von der englischen Regierung, welche gerne neue Absatzgebiete für den Handel ausfindig gemacht hätte. Ihre diesbezüglichen Erwartungen gingen nur zum geringsten Theil in Erfüllung; desto fruchtbarer war diese Expedition für die geographische Wissenschaft. Am 16. September 1859, also nur anderthalb Jahre nach der Entdeckung des Tanganikasee's, stand Livingstone am Ufer des Nyassa, des südlichsten der großen Wasserbecken im Innern Africa's. Nicht zufrieden mit diesen großen Erfolgen, setzte der unermüdliche Forscher sich immer höhere Ziele. Auch auf ihn übte der Nil eine magische Anziehungskraft aus; hoffte er doch, durch Entdeckung von Ruinen einer angeblich von Moses noch vor dem Auszug der Kinder Israel aus Egypten am oberen Nil gegründeten Stadt neue Beweise für die Glaubwürdigkeit der Bücher Mosis beibringen zu können. Diese Hoffnung ist nun allerdings nicht in Erfüllung gegangen, das Traumgebilde, welchem Livingstone nachjagte, ist nie Wirklichkeit geworden, aber während er, die sagen-

hafte Stadt Mosis suchend; seine Kreise weiter und weiter zog, erschloß sich ihm ein ungeheurer Theil von Centralafrica. In seltsamen Kreuz- und Querfahrten, oft genug durch schwere Krankheit, Mangel an Lebensmitteln und pflichtvergessene Träger am Weiterkommen gehindert, treffen wir Livingstone seit dem Jahre 1866 in jenem an Sümpfen, Seen und Flüssen überreichen, einem vollgesogenen Schwamme vergleichbaren Gebiete südlich vom Aequator, in welchem wir das Quellgebiet der beiden größten Flüsse Africa's, des Nils und des Congo, zu suchen haben. In das Quellgebiet des Nils ist Livingstone allerdings nie gelangt; wohl aber war er der erste, der den Oberlauf des Congo erreichte. Freilich lernte er diesen Strom unter einem ganz anderen Namen, als Lualaba, kennen, und hatte über dessen weitern Lauf nur Vermuthungen, da ihn die Wildheit der Bevölkerung daran hinderte, dem Laufe des nach Norden fluthenden Stromes weiter zu folgen. Ungenaue Messungen ließen ihn sogar glauben, er habe es mit einem der großen Zuflüsse des Nils zu thun.

Kaum hatte aber Livingstone ferne von der Heimat, in Tschitambo's Dorf am Südufer des Bangweolosee's, seine Augen für immer geschlossen — es war am 1. Mai 1873, dem Eröffnungstage der Wiener Weltausstellung — so stellte sein Landsmann Cameron fest, daß der Lualaba mit dem Nil unmöglich in einem Zusammenhang stehen könne. Es war dieser kühne Brite, sofort nachdem er von dem Tode Livingstone's Kunde erhalten hatte, von Zanzibar aus in das Innere aufgebrochen. Er war der erste, welcher den Tanganikasee einer genauen Messung unterzog, und dabei die wichtige, durch die neuesten Forschungen vollständig bestätigte Thatsache feststellte, daß dieser See zu dem Flußgebiet des Lualaba gehören müsse. Dann setzte er seine Reise weiter nach Westen fort, und gelangte schließlich nach dem Handelsplatze Nyangwe am Lualaba, demselben Puncte, den auch Livingstone ein paar Jahre zuvor betreten hatte. Die Lage des Ortes wurde genau bestimmt, und die Höhenmessung, welche von derjenigen Livingstone's um 600 englische Fuß differirte, ergab unzweideutig, daß der Lualaba tiefer als der Nil liege und somit nicht zu dessen Stromsystem gehöre. Unter solchen Umständen lag der Schluß, daß der Lualaba mit dem Congo identisch sein müsse, nahe;

erweisen aber konnte Cameron diese Vermuthung nicht, da auch ihm die Feindseligkeit der Eingeborenen jedes weitere Vordringen unmöglich machte. Cameron wandte sich deshalb stromaufwärts, machte eine Reihe von äußerst werthvollen Entdeckungen über den Oberlauf des Lualaba und dessen Nebenflüsse, und langte endlich zu Ende October des Jahres 1875, nachdem er nicht weniger als 4751 Kilometer auf größtentheils neuen Wegen zurückgelegt hatte, zu Catumbella nördlich von Benguela an der Westküste an. Auch er hatte somit das große Problem des Congo nicht zu lösen vermocht. Aber während Cameron noch am Lualaba weilte, befand sich der Glückliche bereits unterwegs, welcher den Zauberbann dieses Stromes ein für alle Mal brechen sollte — er hieß Henry Moreland Stanley.

---

2. Abschnitt.

H. M. Stanley und dessen Reise durch den dunklen Erdtheil.

I.

Die Jugendgeschichte von Henry Moreland Stanley ist, gleich derjenigen so manches andern berühmten Zeitgenossen, in ein sehr mysteriöses Dunkel gehüllt. Der sonst Alles wissende Brockhaus, neueste Auflage, begnügt sich damit, den Helden unserer Geschichte im Jahre 1843 geboren werden zu lassen, ohne uns über dessen Vater und Mutter, Heimat und Lehrjahre auch nur eine Zeile zu verrathen. Erst von dem Jahre 1861 ab wird Stanley von dem vorsichtigen Conversationslexicon biographisch gewürdigt, indem es den Unbekannten mit diesem Termin in die Armee der Südstaaten eintreten läßt. Begreiflicher Weise läßt sich jedoch die Wißbegier unserer Zeitgenossen, welche allen Schwierigkeiten zum Trotz nicht ruhte, bis sie das Ge-

heimniß der Nilquellen gelüftet hatte, nicht so leichter Hand abweisen. Zu einer rechtschaffenen Lebensgeschichte gehört nun eben doch einmal eine mehr oder minder ausführliche Beschreibung der Jugendjahre, und lieber lässt sich darum unsere Leserwelt ein paar Dutzend Seiten über die Beschaffenheit der Windeln bieten, in denen einst ein berühmter Zeitgenosse lachte und weinte und schlief und träumte, als daß sie auf dieses Capitel überhaupt Verzicht leisten würde, weshalb denn auch weniger berühmte Menschenkinder, in weiser Würdigung dieses Umstandes, wenigstens ihre „Jugenderinnerungen" zum Besten geben.

Stanley selbst hat sich nun vielleicht die Herausgabe von Memoiren auf seine alten Tage vorbehalten. Einstweilen aber lässt er der geschäftig dichtenden Phantasie seiner Verehrer freien Spielraum, so daß sich um seine Kinderzeit in der That bereits üppiges Epheu rankt. Er selber scheint sich in dem Dunkel über seine Herkunft und der dadurch gesteigerten Neugierde des Publicums förmlich zu gefallen, und hat es darum nicht berichtigt, als die „Illustrated London News" ihn als Missourian ausgaben, auch nicht, als americanische Zeitungen ihn 1843 in New-York geboren hießen, wieder nicht, als ein Correspondent des „New-York-Herald", Mr. Johny, ihn zum Welshman machte. Selbst als „Harpers Bazaar" ihn abermals als Missouri-Mann proclamirte, und die Zeitung „Hearth and Home" ihn zum Connecticut-Bürger stempelte, der frühe schon mit der Familie des Vaters nach den westlichen Staaten ausgewandert sei, beharrte er in stolzem Schweigen, das er auch dann nicht brach, als der „New-York-Herald" behauptete, Mr. Stanley stamme weder aus Missouri, noch aus Wales.

Glücklicher Weise hatte der berühmte Reisende in der ursprünglichen Heimat Verwandte und Herzen, die mit Anhänglichkeit für ihn schlugen, auch viele Bekannte, welche es schmerzte, daß er durch sein Stillschweigen sie zu verleugnen schien und dadurch die Confusion der Ansichten über seine Abstammung vermehrte. Einer derselben nun, der in Liverpool niedergelassene Mr. Cavalader Rowlands, wagte es, den Schleier zu lüften, und veröffentlichte das bescheidene aber wohl ausgestattete Buch „Henry M. Stanley, the story of his life

from his birth in 1841 to his discovery of Livingstone 1871."*) Mr. Rowlands sagt aus, daß Stanley eine und dieselbe Person sei mit seinem Vetter John Rowlands. Er bestätigt, daß unser Reisende frühe schon große Hoffnungen erweckt habe und daß er darum Leute gefunden, welche ihn unterstützten und ihm, als er zu einem Namen gekommen, zugerufen hätten: „Yr ydyrn yn diolch i Dduw am eich Uwyddiant, ond O! peidiwch gwadu eich cenedloldeb" (wir danken Gott für Euren großen Erfolg, aber verleugnet ja, ja, nicht Eure Nationalität)! Henry M. Stanley ist demnach in Denbigh, einem kleinen Städtchen in Nord-Wales, nicht weit von Liverpool geboren, wenn Pfarrbücher, Geschwister und die Mutter als Zeugen giltig sind, und ferner Schulregister wie Bekannte und Freunde mitreden dürfen. Der Junge blieb nicht lange in der Heimat, sondern kam frühe in die Schule von St. Asaph, wo er jedoch am 13. Mai 1856 in Folge seines ungestümen Wesens entlassen werden musste, so sehr man auch diese Maßregel um seiner hervorragenden guten Eigenschaften willen bedauerte. Sofort nachher ward er als Hilfslehrer in der Volksschule von Mold angestellt. Ein Bekannter, welcher ihn dort zu beobachten die Gelegenheit gehabt, schildert ihn als vollbackigen, steckköpfigen, eigenwilligen Rundkopf voller Fähigkeiten. Ein anderer Verwandter sagt über ihn: „Wenn man mit ihm sprach, so rollten seine schwarzen Augen, wie wenn er noch über ein halb Dutzend andere Dinge nachdenken würde, als die der Unterhaltung." Er war empfindsam, vertrug keinen Spaß und hatte keinen Humor.

Man darf sich nicht wundern, wenn John Rowlands seinem Verwandten in Mold bald kündete, um in der weiten Welt nach Glück zu haschen. Ein Segelschiff, das von Liverpool nach New-Orleans für Baumwolle gechartert war, richtete sich nothdürftig für Hin-

*) In Betreff des anspruchslosen Buches von Cavalader Rowlands erwähnen wir noch, daß er zu seiner Erzählung überzeugende Belege gebracht hat: 1. M. Stanley's Facsimile, 2. Stanley's Photographie-Portrait aus Constantinopel, 3. Portraits der Mutter und des Großvaters väterlicher Seite, von welchem er Temperament wie Geschick im Erzählen geerbt haben soll. — Verwandtschaftliche Eitelkeit und Anhänglichkeit spricht aus Allem, was der welsche Vetter vom neugebackenen Yankee in ehrlicher Weise erzählt.

fracht als Auswandererschiff her. Auf diesem fand der Jüngling als cabin boy, d. h. als Cajütenjunge, die Ueberfahrt nach der Crescent City der Americaner. Dort schon fehlten ihm die Mittel zur Reise nach dem Norden. Zum Glück fand er einen Principal, der, selber kinderlos, von den Leistungen des Gehilfen derart befriedigt war, daß er demselben die Aussicht auf Adoption stellte. Sofort ward aus John Rowlands der Henry M. Stanley, ein Name, der ihm seither geblieben ist. Als aber dieser Adoptivvater, ohne ein Testament zu hinterlassen, starb, stürzte sich der junge Abenteurer in den inzwischen in den Vereinigten Staaten ausgebrochenen Bürgerkrieg, und nahm Handgeld in der Armee der Conföderirten. Am 6. April 1862 focht er mit in der Schlacht von Pittsburg, ward aber mit vielen Andern zum Gefangenen gemacht, wusste sich auf dem Transport durch Schwimmen zu retten, fand die Mittel zur Ueberfahrt nach England und besuchte seine Mutter in Wales. Eine Zeit lang arbeitete er dann im Hause eines Onkels in Wales, aber als er hier mit einem Vetter in Streit gerieth, wandte er abermals der alten Heimat den Rücken und segelte wiederum nach der neuen Welt, diesmal nach New-York. Bald hatte er eine kleine Stelle auf der Flotte der Union gefunden, und ward nach sechsmonatlichem Dienst Secretär des Admirals vom Flaggenschiff Ticonderoga. Zehn Monate später finden wir Stanley unter gleicher Flagge in Constantinopel. Es war im Sommer 1866. Im Urlaub machte er von dort wieder einen Besuch bei der Mutter in Bodelwyddan. Von dort kam er mehrere Male nach Denbigh, wo sich heute noch mehrere Leute des americanischen Marine-Officiers erinnern. Selbst die Schule in St. Asaph ward durch seinen Besuch erfreut und die Zöglinge erhielten zu seinen Ehren Thee und Süßigkeiten. Dies bot ihm Veranlassung, die Kinder glücklich zu preisen, „in St. Asaph erzogen zu werden". Beim Abschied ließ der Sohn seiner Mutter die Photographie zurück. Seine Reise ging nicht nach Ost, sondern nach West, denn in New-York angekommen nahm er Abschied von der Flotte.

Durch eine im Jahre 1866 unternommene abenteuerliche Reise in Kleinasien, auf welcher er angeblich bei Afium-Kara-Hissar sammt seinen Gefährten in die Hände kurdischer Räuber fiel, und erst nach

Erlegung von 6000 Dollars wieder freigelassen ward, hatte er die Aufmerksamkeit Mr. Gordon Bennet's, des Eigenthümers des „New-York-Herald", auf sich gezogen, welcher ihn als Correspondenten mit dem Beinamen eines „Interviewing Reporter" engagirte. Als solcher hatte er die Pflicht, dem Blatte nach Commando über Alles und Jegliches Mittheilungen zu machen, denn nichts ist einem americanischen Reporter heilig, nicht einmal die Warze an der Nase seines Opfers. Alles wird notirt und mitleidslos aller Welt erzählt. Es scheint, als ob Stanley neben dem „New-York-Herald" im Jahre 1867 seine Feder auch dem „Missouri Democrat", sowie der „New-York-Tribune" geliehen hätte, für welch' letztere er General Hancok's Expedition gegen die Cheyenneindianer mitmachte. Seine Briefe sind voll Details über die schrecklichen Schlächtereien der Weißen durch die Indianer.

Kurz nach Beendigung des Indianerkrieges ward der behende Reporter vom „New-York-Herald" als reisender Correspondent mit 15,000 Franken fixem Jahresgehalt engagirt, eilte in dieser Eigenschaft nach Abessinien, als Sir Robert Napier den König Theodorus entthronte, und ist als rühriger Yankee bei seinen Collegen anderer Nationen im beliebten Andenken gebieben. Als der abessinische Feldzug beendigt war, begab sich Stanley für einige Zeit nach England und wohnte in Denbigh als Gast bei seiner Mutter, die nun als Mrs. Johnes in zweiter Ehe der kleinen Wirthschaft „old castle arms" vorstand. Dann musste er nach Aegypten zur Eröffnung des Suez-Canals. Kaum hatte er dieses Schauspiel mit angesehen, so rief ihn die Revolution, welche mittlerweile in Spanien ausgebrochen war und zum Sturze der Königin Isabella führte, nach Madrid. Eifrig beflissen, die americanische Leserwelt über die Fortschritte des republicanischen Gedankens in dem Lande Philipp's II. auf dem Laufenden zu erhalten, war er eben von der Belagerung Valencia's nach Madrid zurückgekehrt, als ihn am 16. December 1869 ein Telegramm von James Gordon Bennet nach Paris berief. Schon ein paar Stunden später waren die Koffer gepackt. Als der Reporter seinem Chef im Grand Hotel die Aufwartung machte, lag derselbe tief im Bett.

„Haben Sie eine Vorstellung davon, wo sich Livingstone gegenwärtig befindet?" frug James Gordon Bennet.

„Nein," antwortete Stanley.

„Wollen Sie denselben suchen?"

„Ja"!

Das war nun allerdings schneller gesagt als gethan. Schon seit langer Zeit hatte Dr. David Livingstone, der im Jahre 1866 von England nach Africa zurückgekehrt war, nichts mehr von sich hören lassen. Man begann seinetwegen unruhig zu werden. Schon wurden Expeditionen geplant, die den großen Entdeckungsreisenden im Innern Africa's aufsuchen sollten. Der Herausgeber des „New-York-Herald" aber, welcher den Grundsatz befolgte, ohne Rücksicht auf den Kostenpunct seinem Leserkreis jederzeit das Neueste und Interessanteste zu bieten, und eben damit das von seinem Vater im Jahre 1837 gegründete Blatt auf eine solche Höhe brachte, daß es nach 35jährigem Bestande einen jährlichen Reingewinn von 750,000 Dollars abwarf, entschloß sich, allen diesen Expeditionen zuvorzukommen, und glaubte, in Stanley den rechten Mann für dieses schwierige Unternehmen gewählt zu haben. Er sollte sich in seiner Wahl nicht täuschen. Die Stanley von seinem Generalstabschef anvertraute Mission hatte zwar eine etwelche Aehnlichkeit mit dem Bemühen, eine verloren gegangene Stecknadel in einem Heuschober aufzusuchen, aber der gewandte Reporter entledigte sich derselben gleichwohl mit glänzendem Erfolge.

Auf einem kleinen Umweg, d. h. über Jerusalem, Damascus, Smyrna, Constantinopel, die Krim, Südrußland, Trapezunt und Tiflis, Baku, das caspische Meer, Teheran, Ispahan, Persepolis, Bagdad, Muscat und die Insel Mauritius, gelangte Stanley glücklich nach Zanzibar, der östlichen Eingangspforte für die meisten Expeditionen ins Innere Africa's, und am 10. November 1871 hatte er Livingstone in der That gefunden.

II.

Nicht weniger als 236 Tage waren verstrichen, seitdem Stanley von Bagamoyo an der Ostküste Africa's in das Innere des Landes aufgebrochen war. Die „New-York-Herald-Expedition", wie sich die von dem kühnen Reisenden geführte Colonne von eingebornen Trägern nannte, hatte sich unter den mannigfachsten Abenteuern durch die zwischen

der Küste und dem Tanganikasee liegenden Gebiete hindurchgeschlagen, und am 10. Nov. 1871 glücklich einen Hügel erreicht, von dessen Spitze aus sie durch das dunkle Laub der Bäume die Wasserfläche des von Speke und Burton 13 Jahre früher entdeckten See's schimmern sahen. Es war ein entzückender Anblick. Gleich geschmolzenem Silber breitete sich der Tanganika zu ihren Füßen aus; duftige, blaue Berge umsäumten den Horizont, Palmenwälder spiegelten sich in den Fluthen, über dem herrlichen Landschaftsbilde wölbte sich das reine Azur des africanischen Himmels. Burton und Speke hatten diesen Anblick einst ebenfalls genossen; aber der eine derselben war damals halb lahm, der andere halb blind infolge der ausgestandenen Strapazen, Stanley dagegen gesund wie ein Fisch im Wasser. Mit vollen Zügen genossen Alle das längst ersehnte Schauspiel. Dann brach die Expedition wieder auf, um ein paar Stunden später ihren feierlichen Einzug in Udschidschi, dem vielgenannten arabischen Handelsplatze am Ostufer des Tanganika, zu halten. Mit flatternden Fahnen, unter wiederholten Flintensalven näherte sich die Schar dem Dorfe. Staunend erblickten die herausströmenden Bewohner des Handelsplatzes, die Wajiji, Wanyamwezi, Wangwana, Warundi, Waguhha und Araber das von einem riesigen Kerl getragene Sternenbanner der Vereinigten Staaten Bald aber erinnerte sich deren einer, der auch schon einmal in Zanzibar gewesen war, daß er diese Flagge auf dem dortigen americanischen Consulate hatte flattern sehen, und sofort hallte ohrenbetäubend der Ruf durch die Menge: Bindera Kisungu — die Flagge eines Weißen, Bindera Merikani — die americanische Flagge! Dann begann ein Händeschütteln und Bewillkommen, das kein Ende nehmen wollte. Mitten in diesem Gedränge vernimmt Stanley plötzlich die Worte:

„Good morning, sir!“

Verblüfft schaut er um sich, und vor ihm steht, mit dem schwärzesten aller Gesichter, ein mit einem langen weißen Hemd und einem Turban aus americanischem Zeug bekleideter Mensch.

„Who the mischief are you?“ (wer zum Kukuk bist du) fragte Stanley erstaunt.

Ich bin Susi, Livingstone's Diener, replicirte der Schwarze lächend, und zeigte eine Reihe glänzend weißer Zähne.

„Was, ist Dr. Livingstone hier?"

„Ja, mein Herr."

„In diesem Dorf?"

„Ja, mein Herr."

„Bist du dessen ganz sicher?"

„Ganz sicher, mein Herr. Komme ich doch soeben von demselben!"

„Und ist der Doctor gesund?"

„Nicht so ganz, mein Herr."

„So lauf denn, und sage dem Doctor, ich komme."

„Ja, mein Herr", und Susi rannte auf und davon wie ein Toller.

Mittlerweile war die Menge immer dichter geworden, so daß Stanley mit seiner Schar kaum mehr vorwärts kam. Endlich erblickte er in einem Halbkreise von arabischen Magnaten einen weißen Mann mit grauem Bart, der ein blaues Käppi mit Goldborte, ein Camisol mit rothen Aermeln, und graue Beinkleider trug. Es war Dr. David Livingstone! Wie gern wäre Stanley dem längst Gesuchten freudetrunken um den Hals gefallen. Livingstone war jedoch ein Engländer und Stanley erinnerte sich dessen, wie Engländer selbst in fernen Ländern gelegentlich sehr steif sein können. Erzählt doch der Historiker Kinglake in seiner Reisebeschreibung „Eothen", wie er, ferne von der Heimat, in einer Wüste Palästina's einem seiner Landsleute begegnete. Je näher sich die beiden kamen, desto brennender wurde für Kinglake die Frage, ob und wie sich zwei Gentlemen, die einander noch nie vorgestellt worden waren, grüßen sollten. Hätte der unbekannte Landsmann zuerst das Schweigen gebrochen, so würde auch er mit tausend Freuden geplaudert haben; aber derselbe schwieg, und so kam es, daß die beiden Söhne Albions sich damit begnügten, durch Abnehmen des Hutes sich ihre gegenseitige Ehrerbietung zu bezeugen, und dann — schweigend an einander vorübereilten.

Etwas weniger steif, aber immer noch kühl genug, war die Begrüßung der beiden großen Africaforscher.

Dr. Livingstone, I presume (denke ich), begann Stanley, indem er festen Schrittes zu Livingstone herantrat und seinen Hut abzog.

„Yes", antwortete der also Angesprochene gütig lächelnd, indem er seine Mütze ein klein wenig lüftete.

Auch Stanley bedeckte jetzt wieder sein Haupt, dann reichten sich beide die Hände, und Stanley sagte mit lauter Stimme:

„Ich danke Gott, Doctor, daß ich Sie sehen durfte".

„Ich bin dankbar", antwortete Livingstone, „daß ich Sie hier bewillkommen darf."

Das war der erste schwache Ausdruck dessen, was in jenem Augenblick der beiden Männer Herzen bewegte. Hinter dem seltsamen Gemisch von Verlegenheit und falschem Stolz, welches in den ersten Worten Stanley's zu Tage tritt, barg sich eine ganz unbändige Freude, denn der glückliche Finder hätte sich am allerliebsten in die Hand gebissen, oder einen tollen Luftsprung gemacht, um seine mächtige Gefühlsbewegung zu besänftigen. Livingstone selbst aber dankte in demselben Augenblick Gott inbrünstig für die wunderbare Hilfe, die ihm in dem americanischen Reporter zu Theil geworden. War er doch damals, wie er in seinem Tagebuch schreibt, ganz in der Lage jenes Mannes, der zwischen Jerusalem und Jericho in die Hände der Räuber gefallen war. An Körper und Geist gebrochen, von seinen schwarzen Begleitern bis auf wenige treue Diener schmählich verlassen, von den arabischen Kaufleuten hintergangen, belogen und betrogen, von fast allen Subsistenzmitteln entblößt, weilte Livingstone seit bald vier Monaten in Udschidschi. Die Noth war auf's höchste gestiegen, da erschien Stanley dem Kranken wie ein Engel vom Himmel.

Kaum waren dann die beiden Glücklichen aus der schwarzen Umgebung heraus in Livingstone's Hütte getreten, wo sie kein Etikettenzwang mehr genirte, so schlossen sich die Herzen gegen einander auf, und des Fragens und Antwortens war kein Ende bis in die tiefe Nacht hinein. Was konnte doch Stanley dem Manne Alles erzählen, der seit Jahren von der Welt Lauf nichts mehr gehört hatte. Stanley berichtete von der Eröffnung des Suezcanals, der Vollendung der Pacificbahn, dem Sturze der Königin Isabella, er erzählte, wie deutsche Soldaten vor Paris standen, wie der „Schicksalsmann" ein Gefangener auf Wilhelmshöhe war, wie die Königin der Mode und Kaiserin von Frankreich, Eugenie, hatte fliehen müssen, er erzählte von Bismarck und Moltke und tausend andern Dingen, und Living-

stone hörte zu mit jenem Interesse, welches sich bei civilisirten Menschen insgemein dann einzustellen pflegt, wenn dieselben ein paar Jahre lang keine Zeitungen mehr unter die Hände bekommen haben.

Stanley selbst hat uns diese denkwürdige Nacht mit wunderbarer Anschaulichkeit geschildert in seinem Werke „How I found Livingstone", dem seltsam genug erst sechs Jahre nach seinem Erscheinen, im Jahre 1878, die Ehre widerfuhr, in's Deutsche übersetzt zu werden, während in dem gleichen Zeitraum viele Dutzende der elendesten Romane mit Beschleunigung in die Sprache des Volkes der Dichter und Denker übertragen wurden, ein neuer Beweis dafür, wie viel leichter es dem literarischen Schunde im Gegensatz zu wirklich gediegener Lektüre wird, in unserem hochgebildeten Säculum sein Fortkommen zu finden.

Diejenigen unserer Leser, welche sich lebhafter für Livingstone und Stanley interessiren, mögen auch jetzt noch getrost nach diesem Buche greifen, wir selbst aber können hier nur noch in Kürze andeuten, wie die beiden Reisenden, nachdem Livingstone im Umgang mit Stanley neu aufgelebt war, einen Theil des Tanganikasee's befuhren, und wie dann Stanley, von Livingstone eine Strecke weit begleitet, nach der Ostküste zurückkehrte. Am 14. März des Jahres 1872 nahmen die beiden in Unyanjembe (Tabora) von einander ergreifenden Abschied. Sie sollten sich auf dieser Erde nicht mehr sehen!

III.

Am 18. April des Jahres 1874 bewegte sich durch die Straßen London's ein imposanter Leichenzug, der größte, welchen England seit dem Begräbniß von Lord Palmerston gesehen hatte. Es waren die irdischen Ueberreste von Dr. David Livingstone, welche an diesem Tage in Westminster Abbey, dieser Ruhmeshalle der britischen Nation, der Erde übergeben wurden, nachdem der große Forscher selbst schon ein Jahr zuvor, am 1. Mai 1873, seine Seele am Südufer des Bangweolosee's nach langen schweren Leiden ausgehaucht hatte. Die treuen schwarzen Diener desselben, insbesondere Chumah und Susi, hatten dann den Leichnam unter tausend Gefahren viele hundert Meilen

weit nach der Ostküste getragen, von wo aus er endlich nach Europa gelangte. Unter den vielen Leidtragenden, welche an diesem Apriltage dem edlen Todten die letzte Ehre erwiesen, befand sich auch Henry Stanley, der erst vor Kurzem von der Westküste Africa's, von wo er als Kriegsberichterstatter die Expedition von Sir Garnet Wolseley gegen die Ashantees begleitet hatte, nach Europa zurückgekehrt war. Gleichsam am offenen Grabe Livingstone's fasste Stanley den heroischen Entschluß, das Werk des Mannes, zu dem er ehrfurchtsvoll wie der Jünger zum Meister emporblickte, mit Gottes Hilfe zu vollenden, und das Räthsel des großen unbekannten Flusses, des Lualaba-Congo, zu lösen, auf die Gefahr hin, daß er selbst das nächste Opfer der geographischen Wissenschaft auf africanischem Boden werden sollte Dem Entschluß folgte die That auf dem Fuße nach. Mit fieberhafter Hast, so wie nur ein americanischer Journalist arbeiten kann, wurde das Buch „Coomassie and Magdala“ niedergeschrieben, drei Wochen später war diese Arbeit vollendet, und nunmehr warf sich Stanley mit großer Energie auf das Studium aller der Werke über die Geographie, Geologie, Botanik und Ethnologie von Africa, die ihm bei Ausführung seines Vorhabens von Nutzen sein konnten. Bis in die tiefe Nacht hinein wurden Pläne ausgearbeitet, Routen gezeichnet, Notizen gemacht. Bald waren auch die für dieses große Unternehmen erforderlichen Geldmittel beschafft. Eines Tages hatte Stanley eine Unterredung mit dem Herausgeber des bekannten Londoner Journals „Daily Telegraph“, in deren Verlauf er auch auf das unvollendete Werk von Livingstone zu sprechen kam. Ein Wort gab das andere und schließlich richtete der Herausgeber des „Daily Telegrahh“ an Stanley die Frage: „Könnten und wollten Sie dieses Werk vollenden?“ Die Antwort von Stanley lässt sich denken. Bald war zwischen beiden die Vereinbarung getroffen, daß Stanley den erst mangelhaft bekannten Victoria Nyanza See genau erforschen, eben damit die Nilquellenfrage zum Abschluß bringen und dann von hier aus in den noch fast völlig unbekannten Westen vordringen solle.

Auf eine telegraphische Anfrage an Mr. James Gordon Bennet, den Herausgeber des „New-York-Herald“, ob derselbe sich mit an diesem Unternehmen betheiligen wolle, erfolgte schon 24 Stunden

später auf dem transatlantischen Kabel die Antwort: „Yes, Bennet“. Die Expedition war somit, Dank der Opferfreudigkeit zweier großer Journale, nach ihrer financiellen Seite überraschend schnell gesichert. Dann machte sich Stanley sofort an's Werk. Er ließ sich in London ein 12 m. langes und fast 2 m. breites, in 5 Theile zerlegbares Boot aus Cedernholz, die „Lady Alice“, bauen, kaufte die nöthigen Instrumente u. s. w., und nahm das Anerbieten von drei jungen Briten, Frederick Barker, Francis Pocock und Edward Pocock, ihn auf seiner Reise zu begleiten, mit Dank entgegen. Zahlreiche andere Offerten von thatendurstigen Generälen und Obersten, Ingenieuren, Köchen, Kellnern, spiritistischen Medien u. s. w. wurden dagegen abgelehnt. Auf einem fünftägigen Besuche in New-York nahm Stanley schnell von seinen americanischen Freunden Abschied, kehrte dann sofort wieder nach London zurück, und befand sich wieder ein paar Wochen später an Bord des Dampfers, der ihn nach der Ostküste Africa's bringen sollte.

IV.

Sieben Breitengrade südlich vom Aequator, nur durch einen schmalen Meeresarm von der Ostküste Africa's geschieden, liegt in träumerischer Schönheit die Insel Zanzibar. Dem Reisenden, der vom Suezcanal her kommt, zeigt sich hier zum ersten Mal das africanische Landschaftsbild in seinem vollendeten Zauber. Das Auge, welches Tage lang nichts als die zerklüfteten wilden Gebirge Nubien's auf der einen Seite, und die ockerfarbigen, ausgedörrten Berge der arabischen Halbinsel zu sehen bekommen hatte, und dem die vulcanischen Felsen Aden's und die braunen Gestade des Cap Gardafui noch in frischer Erinnerung stehen, fühlt sich überrascht und erquickt durch die entzückende Frische der tropischen Vegetation, welche dieses Eiland in verschwenderischer Pracht und Fülle bedeckt. Palmen wiegen ihre gefiederten Häupter stolz in den mit balsamischem Aroma erfüllten Lüften, dunkelgrüne Mangobäume wechseln mit tiefschattigen Bananenpflanzungen und prächtigen Orangenhainen, und wo die Bäume noch einen freien Raum übrig gelassen haben, bilden saftige Gräser und Blumen einen dichten grünen Teppich. Die Scenerie kann nicht gerade großartig und erhaben genannt werden, auch entbehrt dieselbe scharf

markirter Züge, aber das einzigartige Grün der Pflanzenwelt, die in Purpur getauchten Bergrücken am fernen Horizonte, die stille See, die lichte Atmosphäre, welche Alles mit einem leichten Flor bedeckt, die seltsame Stille endlich der Natur üben zusammen auf das Gemüth einen eigenthümlichen Reiz aus, und wiegen die unruhige, erregte Seele in süßen Schlummer.

Inmitten dieses prachtvollen Naturparks liegen die blendend weißen Häuser der Stadt Zanzibar mit ihren 80,000 Einwohnern. Die deutsche, französische, englische und americanische Flagge, welche wir über den Consulatsgebäuden wehen sehen, erinnern uns sofort an die commercielle Bedeutung dieses Emporium's, das Jahr für Jahr von etwa 130 Schiffen besucht wird, und dessen jährliche Ein- und Ausfuhr gegen 12 Millionen Franken beträgt. Den wichtigsten Ausfuhrartikel bildet das Elfenbein, welches die arabischen Händler aus dem Innern Africa's hieher bringen, um mit bunten Zeugen, Kupferdrähten, Glasperlen und andern Producten abendländischer Civilisation belastet, wieder zurückzukehren. Die Insel selbst sowie das ihr gegenüberliegende Küstengebiet vom 2. Grad nördlicher bis zum 10. Grad südlicher Breite steht seit dem Jahre 1870 unter dem väterlichen Regimente des Sultans Bargasch ben Said. Von edler arabischer Herkunft, betrieb dieser Fürst während der ersten Jahre seiner Regierung gleich seinen glorreichen Ahnen sehr schwungvoll den Sclavenhandel, bis er eines schönen Tages infolge der wiederholten Vorstellungen Livingstone's einen Besuch von einer englischen Panzerflotte unter dem Commando von Admiral Cumming erhielt, deren Feuerschlünde auf sein zartes Gemüth einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck machten, daß er von da ab mit den väterlichen Ueberlieferungen entschieden brach, und sogar bald darauf, im Jahre 1875, her gracious majesty die Königin Victoria mit einem Besuche zu beglücken geruhte. Die englische Cultur scheint dem eifrigen Jünger Muhammed's, der auch in Windsor Castle nicht um eines Haares Breite von den Vorschriften des Koran abwich, nicht wenig imponirt zu haben. Für Reformen aller Art begeistert, kehrte Bargasch ben Said in sein Land zurück, und ließ es sich seither insbesondere auch angelegen sein, die Africaforscher in wohlwollender Weise zu protegiren, welche Huld dieselben

dankbar mit mehr oder minder schmeichelhaften Schilderungen der ganz vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens Sr. Majestät des Sultan's von Zanzibar zu erwidern pflegen.

Unter dem erlauchten Scepter dieses eben geschilderten Selbstherrschers leben auf der Insel Zanzibar in holder Eintracht an die 100,000 Menschen, ein buntes Gemisch von Nationen, Sprachen und Stämmen. Die Aristocratie bilden die reichen arabischen Plantagenbesitzer, Kaufleute und Banquiers, Nachkommen der von Muscat herstammenden arabischen Eroberer. Trotzdem sie in Folge der Polygamie sehr viel von dem reinen Blute eingebüßt haben, welches ihre Väter mit einer gewissen Vornehmheit einst auf den Padischah am goldenen Horn herabblicken ließ, sind sie doch immer noch die herrschende Race. Von vollendeter Feinheit der Umgangsformen, schlau und äußerst geschäftsgewandt, muß auch der klügste Europäer seinen ganzen Witz aufbieten, wenn er nicht von diesen geriebenen Kaufleuten überlistet werden soll. Sie unterhalten denn auch die ausgedehntesten Handelsverbindungen mit dem Innern Africa's, welches arabische Händler bis nach Nyangwe am oberen Congo durchstreifen. In all den bedeutenderen Handelsplätzen des Innern, in Udschidschi, in Unyanjembe, in Karegwe u. s. w. finden wir darum förmliche Colonien von Arabern, die, an Erwerbssinn und rücksichtsloser Ausbeutung selbst die Juden übertreffend, insbesondere den Menschenhandel zu ihrem Monopole gemacht haben. Neben dieser arabischen Aristocratie und europäischen, indischen und persischen Kaufleuten beherbergt dann die Insel Zanzibar eine stark durcheinander gewürfelte, zum Theil moralisch tief gesunkene Negerbevölkerung, die Wangwana. Sie bilden das unschätzbare Menschenmaterial, aus welchem die Africareisenden mit Vorliebe die Träger für ihre Expeditionen in das Innere zu recrutiren pflegen, und denen wir es wesentlich mit zu verdanken haben, daß Burton, Speke, Livingstone und Stanley so Großes leisten konnten. Abergläubig, äußerst leicht bestimmbar, schnell verzagt, bedürfen sie gleichwohl nur des rechten Meisters, um gleich Veteranen zu gehorchen, gleich Stoikern zu dulden und gleich Helden zu kämpfen.

Auch Stanley musste sich, um seine auf großartigem Fuß organisirte Entdeckungsreise vorzubereiten, wiederum nach Zanzibar begeben, das

ihm schon von seiner ersten africanischen Reise her genau bekannt war. Kaum hatte er am 21. September 1874 die Insel betreten, so begann er sofort Hals über Kopf zu arbeiten. Gegen 400 Träger wurden engagirt, wobei er allen Scharfsinn aufzubieten hatte, um die Spreu vom Weizen zu sondern und die vielen Diebe, Räuber und Mörder, die ihm unter tausendfacher Betheuerung ihrer vollendeten Tugendhaftigkeit ihre Dienste anboten, zurückzuweisen. Daß sich trotzdem ein paar Dutzend derartige Kerle einzuschmuggeln verstanden, ist fast selbstverständlich. Dann mussten Baumwollzeuge, Glasperlen, Messingdrähte und andere Tauschmittel gekauft und sorgfältig verpackt werden, ein äußerst mühsames Geschäft, welches Stanley mehrere Wochen lang auf's lebhafteste in Anspruch nahm. Endlich, am 12. November, war Alles zum Aufbruch bereit.

V.

Eben sank die Sonne am westlichen Horizonte unter, und düstere Schatten fielen auf das entfernte Land und die stille See, als Stanley am Abend des 12. November 1874 mit seinen Leuten von Zanzibar nach dem schwarzen Welttheil hinüberfuhr. In Bagamoyo stieg die Expedition an's Land, hier sollte sie, um uns eines Ausdruckes von Stanley zu bedienen, dem africanischen Continente gleichsam „einoculirt" werden. So eigenthümlich schwierig ist nämlich das Reisen in Africa, daß selbst der erste Schritt mit der größten Vorsicht gethan werden muß, falls nicht das Gelingen des Unternehmens zum Voraus in Frage gestellt werden soll. Die Träger, welche die Reisenden engagirt haben, sind noch eine äußerst indisciplinirte Masse, die sich in den ersten Tagen nach ihrer Anwerbung insgemein allen erdenklichen Excessen hingibt, und eben deshalb auf einem an dergleichen Ausschweifungen bereits gewöhnten Gebiete zuerst gebändigt werden muß, bevor der Führer der Expedition es wagen darf, mit einer solchen Truppe in das Innere vorzudringen, dessen Stämme ohnehin äußerst mißtrauisch sind. Wird diese Vorsichtsmaßregel unterlassen, so läuft der europäische Reisende Gefahr, daß sich wie ein Lauffeuer die Nachricht vor ihm her verbreitet, es nahe sich eine Schar von Dieben, Räubern und Mördern. Stanley selbst hatte trotz seines Herrschertalents seine schwere

Noth, bis er die ihm untergebene Schar einiger Maßen disciplinirt und von den allerschlimmsten Elementen purificirt hatte; trieb es doch ein Theil seiner Mannschaft so arg, daß die Leute von Bagamoyo sich in hellen Haufen zusammenrotteten, und die Uebelthäter sehr handgreiflich zu züchtigen begannen. Mit großer Mühe gelang es Stanley, Mord und Todtschlag zu verhindern. Die Tumultuanten wurden scharf gezüchtigt, worauf Stanley seinen Leuten in einem Shauri, d. h. in einer gemeinsamen gemüthlichen Besprechung, eine scharfe Lection über gutes Betragen hielt.

Nachdem der kühne Reisende somit schon gleich in den ersten Tagen einen kleinen Vorgeschmack von den lieblichen Erfahrungen, die seiner noch warteten, erhalten hatte, ertheilte er am 17. November seiner Colonne den Befehl zum Aufbruch. Die Marschordnung war eine streng militärische. Die Vorhut bildeten vier Hauptleute nebst zwölf rothgekleideten Führern, die Kupferdrähte trugen, alle mit Snidergewehren bewaffnet. Ihnen folgte der Gewalthaufe der Träger, 270 Mann stark; es folgten 36 Frauen und 10 Knaben, welche erstere die tüchtigsten Träger aus besonderer Vergünstigung mit sich führen durften. Dann kamen 6 Reitesel, die 4 Europäer und 18 Flintenträger; 16 Hauptleute endlich bildeten die Nachhut, Alles in Allem 356 Seelen, die eine Last von mehr als 8000 Kilogramm zu tragen hatten.

Während der ersten Marschstunden war alles in der besten Stimmung. Je höher aber die Sonne stieg, desto mehr wankten und lichteten sich die Reihen; der Schweiß floß in Strömen, schon jammerten viele ob ihrer Thorheit, Zanzibar verlassen zu haben. Ein prächtiger Bullenbeißer, den Stanley in England geschenkt erhalten, verendete an einem Lungenschlag, bevor auch nur der erste Lagerplatz erreicht war. Wer von den Wangwana's dem Opiumessen, dem Betelnußkauen oder sonstigen Ausschweifungen ergeben war, brach ermattet zusammen. Bald mussten besondere Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden, um massenhafte Desertionen zu verhindern. Schlimmer noch als die Glühhitze der Sonne war die Regenzeit, welche am 23. December begann. Stanley feierte ein Weihnachtsfest in äußerst niedergeschlagener Stimmung; Die Schleusen des Himmels schienen aufgethan, sogar das Innere der Zelte war ein wüster Morast, Selbstmordsgedanken

plagten die Meisten, frische Lebensmittel waren von den habsüchtigen Eingebornen nur noch um hohe Preise zu erhalten. Stanley's Körpergewicht hatte binnen 38 Tagen um 41 Pfund abgenommen Es sollte noch schlimmer kommen. Kaum hatte nämlich die Expedition in Mukondoku, ein paar Tagreisen von der nach Unyanjembe führenden Stanley bereits bekannten Straße, die Richtung nach Nordwesten eingeschlagen, und eine fremde Gegend betreten, so verirrte sich dieselbe in dem dichten, wilden Busche. Mit knapper Noth entrann man dem Hungertode, und als ob des Schreckens kein Ende sein sollte, ward jetzt Stanley beinahe in einen Kampf mit den kriegerischen Warimi verwickelt, denen ein diebischer Geselle einige Säcke Getreide und mehrere Hühnchen gestohlen hatte. Doch gaben sich die Bestohlenen schließlich wieder zufrieden, als Stanley den Missethäter vor ihren Augen auspeitschen ließ und das gestohlene Gut ersetzte. Die Warimi waren der stattlichste Menschenschlag, dem Stanley auf seiner Reise von der Küste an den Victoria Nyanza begegnete. Kräftig, schlank, mannhaft, mit regelmäßigen Gesichtszügen, gehen dieselben durchaus unbekleidet einher, schmücken dagegen ihre Köpfe, sobald sie in die Schlacht ziehen, mit Weihen- und Habichtfedern, Zebra- und Giraffenmähnen. Auch bei diesem Stamm hat Stanley die in Africa weitverbreitete, nicht bloß durch den Einfluß des Muhammedanismus erklärbare Sitte der Beschneidung vorgefunden.

Infolge der Strapazen, des Hungers und der endlosen Regengüsse mehrte sich die Zahl der Kranken in bedenklicher Weise. Mehr als 30 lagen an Dysenterie, Fieber, Brust- und Lungenkrankheiten und Rheumatismus darnieder. Am 17. Januar erlag einer der weißen Begleiter Stanley's, Edward Pocock, zu Chiwyu, 400 englische Meilen von der Küste, einem bösartigen Typhus. Die physische Ermattung hatte hier, an der 1600 m. über dem Meere gelegenen Wasserscheide zwischen dem indischen Ocean und dem Nil, ihren Höhepunct erreicht. „Wir waren eine unaussprechlich elende und entmuthigte Bande," schreibt Stanley, „unsere Lebensgeister schienen erstorben, und hätte uns damals Jemand angegriffen, so würden wir wohl schwerlich haben Widerstand leisten können."

VI.

Nachdem der Gebirgswall endlich erklommen war, der das centralafricanische Seengebiet von der Ostküste trennt, konnte nunmehr die Expedition den Abstieg in der Richtung auf den Victoria Nyanzasee beginnen. Etwas nördlich von Chiwyu erblickte Stanley eine Menge von klaren Wasserfäden, die sich, zu größern Bächen vereinigt, durch das hügelige Terrain ihren Weg nach dem Victoria Nyanza zu bahnen suchten. Es waren die südlichsten Quellen des Nils, welche der große Forscher hier, etwa 5 Breitengrade südlich vom Aequator, erblicken durfte: das Geheimniß, welches nach dem Glauben der alten Aegypter der abgeschiedenen Seele von der Göttin Isis erst an der siebenten Pforte der Unterwelt geoffenbart werden sollte, war von der Stunde ab, da der americanische Reporter den Schleier lüftete, zum Gemeingut aller Welt geworden!

Nicht ungestraft sollte jedoch Stanley den alten Vater Nil an seiner Wiege belauscht haben. Kaum war er nämlich ein paar Tagereisen weiter in Ituru vorgedrungen, so wurde er von den beutegierigen, durch Diebstähle von Stanley's Leuten gereizten Wanyaturu bei Vinyata meuchlings überfallen und in einen mörderischen, mehrere Tage lang andauernden Kampf verwickelt. Nur mit äußerstem Widerstreben konnte sich Stanley dazu entschließen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Erst als er sah, wie seine Friedensliebe von den Wilden als weibische Feigheit ausgedeutet wurde, und der Kampf unvermeidlich geworden war, commandirte er Feuer. Die Eingebornen fochten mit zäher Ausdauer und stellten ihre Angriffe erst ein, als mehrere Sturmläufe auf Stanley's verschanztes Lager blutig zurückgeschlagen, alle Dörfer rings umher durch Streifcorps eingeäschert und ihre eigenen Fortificationen erstürmt waren. Wie viele Wilde bei dieser Gelegenheit um's Leben kamen, wird uns von Stanley nicht mitgetheilt; es dürften ihrer wohl ein paar Hundert gewesen sein, da von der Stanley'schen Expedition selbst nicht weniger als 24 getödtet wurden und wir aus dem jüngsten Kriege der Engländer mit den Zulukaffern genau wissen, wie fürchterlich Hinterlader unter schwarzen Sturmcolonnen aufzuräumen pflegen!

Nachdem sich Stanley also gewaltsam freie Bahn gebrochen hatte, setzte er seine Reise fort. Ende Januar gelangte er in das Gebiet eines sehr conservativen Häuptlings Namens Mgongo Tembo, der, allen Neuerungen abhold, dem jungen Geschlechte allzugroße Wanderlust vorwarf — wer war in seiner Jugend nicht wanderlustig? — und deshalb seinen Söhnen, deren er 16 besitzt, die Reise nach Zanzibar strengstens verbot, damit sie nicht dort schlechte Sitten lernten.

Eine neue Gefahr drohte Stanley jetzt von Seiten des ebenso berühmten als berüchtigten Königs Mirambo, dessen Name von den Völkern Ostafrica's nur mit Entsetzen genannt wird. Bald da, bald dort taucht dieser „Napoleon Africa's" blitzschnell mit seinen kriegsgeübten Scharen auf, brennt hier ein Dorf nieder, schlägt dort die Eingebornen, die sich ihm entgegenstellen, mit fast unwiderstehlicher Macht, und ist mit seiner unbändigen Raublust nicht bloß der Schreck der Eingebornen, sondern auch der Missionsstationen in Centralafrica geworden. Jetzt spukte Mirambo, mit dem Stanley schon einmal, als er Livingstone aufsuchte, eine blutige Begegnung gehabt hatte, wieder in nächster Nähe. Doch ging die Gefahr diesmal gnädig vorüber.

Von nun ab stellten sich dem Marsche bis an den See keine ernstlichen Hindernisse mehr in den Weg. Statt des trostlosen Busches, der Stanley einst fast bis zur Verzweiflung getrieben hatte, breitete sich vor dem entzückten Auge der Reisenden die unabsehbare, fruchtbare Hochebene von Luwamberri aus, in der es von köstlichem Wildpret, Giraffen, Zebra's, Gnu's, Büffeln, Springböcken, kleinen Antilopen und sonstigen schätzbaren Vierfüßlern wimmelte, während sich eine Menge von Vögeln in den Lüften wiegte. Selbstverständlich räumte die Büchse Stanley's mächtig unter diesem Gethier auf, so daß die Mannschaft bald in Leckerbissen aller Art schwelgte. Besonders wohlig ward es dann Stanley zu Muthe, als er das Land Usiha betreten durfte. Die grasreichen Ebenen, die wohleingehegten Dörfer, die vielen weidenden Heerden, das Blöcken der Kälber erinnerten unwillkürlich an das idyllische Stillleben einer englischen Farm, und die gemüthlichen, leutseligen Bewohner, welche ihrer Gastfreundschaft mit den Worten Ausdruck gaben: „Ihr seid willkommen, so oft ihr kommt," stimmten

selbst vollkommen zu diesem Friedensbild. Wieder ein paar Wochen später, am 27. Februar, ward der Expedition der längst ersehnte Anblick des Victoria Nyanza zu Theil. Ein begeisterter Triumphgesang der Träger verlieh diesem wichtigen Ereigniß einen würdigen Ausdruck.

VII.

Mit dem mühsamen und gefahrvollen Marsche von der Ostküste an den Victoria Nyanza hatte Stanley erst den kleinsten Theil seines africanischen Pensums absolvirt. Das nächste Stück Arbeit bestand in der vollständigen Umschiffung des eben genannten mächtigen Seebeckens, welches einen Flächenraum von circa 80,000 Quadratkilometer bedeckt, und somit an Umfang fast doppelt so groß wie die Schweiz ist. Mit einer in der Schifffahrt durchaus unerfahrenen Mannschaft musste sich Stanley jetzt auf gutes Glück einem Elemente anvertrauen, das in der Form eines wildfremden centralafricanischen Binnensee's womöglich noch viel tückischer als das offene Weltmeer ist. Bange Ahnungen beschlichen unsern Helden, als er am 8. März 1875 mit einer auserlesenen Schaar die „Lady Alice“ bestieg, während die übrige Mannschaft unter der Obhut seiner beiden weißen Begleiter in dem Lager von Kagehyi zurückblieb. Der Himmel war mit düstern Wolken bedeckt; die Fluthen des See's zeigten ein unheimliches Grau, zerklüftete Felsen umrahmten das Ufer, längs dessen das Boot dahinsteuerte, die Mannschaft selbst war sehr niedergeschlagen. Am ersten Tage wurde die „Lady Alice“ in der That von Wind und Wetter hart mitgenommen; pfeilschnell jagte das Boot dahin durch die schäumenden Wogen. Schon am zweiten Tage hatten sich jedoch Wind und Wellen gelegt; in schönem Relief hoben sich die Bergketten vom Horizonte ab, und im hellsten Sonnenschein erglänzte die prächtige breite Bucht, in welche sich der Shimiju, der südlichste Quellfluß des Nils, ergießt. Da dieser Fluß selbst nach der Berechnung Stanley's eine Länge von 75 geographischen Meilen aufweist, beträgt somit die Gesammtlänge des Nils 912 geographische Meilen. An einer Menge von kleinen, mit reicher Vegetation bedeckten idyllischen Inseln vorüber, die gleich Smaragden in den See eingebettet waren, setzte dann Stanley seine Küstenschifffahrt weiter nach Osten fort; der Victoria Nyanza

bildet hier einen mächtigen, nach seinem Entdecker Speke benannten Golf, in welchem unzählige Krokodille und Flußpferde ein sehr beschauliches Leben führen. Zwischen den Angehörigen dieser beiden liebenswürdigen Familien scheint seit unvordenklichen Zeiten ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zu bestehen, das zwar für europäische Großmächte vorbildlich sein könnte, für die Reisenden aber, welche diese Gestade besuchen, nicht gerade sehr angenehm ist. Besonders über die Flußpferde des Victoria Nyanza führt Stanley bittere Klage. Die Steuermänner hatten die größte Vorsicht aufzubieten, um nicht einen dieser schnarchenden Dickhäuter aus seiner Siesta auf einer der kleinen Inseln aufzuschrecken und zu einem Kampfe zu reizen, der für die „Lady Alice" trotz ihrer soliden englischen Construction sehr leicht hätte schlimm enden können.

Nachdem Stanley den Speke-Golf vollständig umschifft hatte, steuerte er, immer längs des Ostufers, weiter nordwärts, wobei er eifrig bemüht war, den von ihm besuchten Inselchen englische Namen, wie Observation Island, Bridge Island &c. beizulegen, eine Unsitte, die mit Recht von Seiten deutscher Geographen gerügt worden ist. Die Küstenbewohner waren mitunter sehr gastfreundlich und herzlich, oft aber auch wieder mißtrauisch, bösartig und zu allerlei cannibalischen Unthaten geneigt. Sehr insolent betrugen sich die Wagamba, die in hohem Maße berauschenden Getränken zuzusprechen scheinen. Nur durch große Gewandtheit und List konnte sich Stanley den sehr verdächtigen Liebkosungen dieser betrunkenen Naturmenschen entziehen. Ungleich liebenswürdiger benahmen sich die Bewohner der Insel Nemungi, die ihre Gäste auf's reichlichste mit köstlichem Bananenwein bewirtheten, und denselben nach einem sehr fröhlichen Zechgelage in 30 Canoes das Geleite gaben. Auch unterwegs noch wurde so lebhaft gezecht, daß schließlich außer dem Chef der Expedition kaum mehr ein einziger nüchtern war. Einen bösen Contrast zu diesem centralafricanischen Commers bildete das Betragen der Wavuma, die Stanley erst auf's Ufer lockten, und sich dann seiner zu bemächtigten suchten. Es bedurfte der großen Energie und Geistesgegenwart Stanley's, um sich aus dieser Schlinge wieder herauszuziehen; doch wurde sein Boot bis in den See hinaus von den feindlichen Canoes

verfolgt, trotzdem die Snidergewehre auch diesmal ihre Schuldigkeit thaten.

Unter Abenteuern solcher Art gelangte Stanley endlich in das Gebiet des Herrschers, welcher durch des großen Reporters Feder plötzlich eine Art Berühmtheit geworden ist, des Kaisers Mtesa in Uganda am Nordwestufer des Victoria Nyanza. Er war freilich nicht der erste Weiße, der die persönliche Bekanntschaft dieser africanischen Majestät machen durfte. Schon vor Stanley waren Speke und andere europäische Reisende mit Mtesa zusammengetroffen, ohne daß sie jedoch von der Persönlichkeit dieses Mannes absonderlich entzückt gewesen wären. Speke insbesondere schilderte denselben als einen jungen, aufgeblasenen, blutdürstigen und ausschweifenden Despoten von der allerschlimmsten Sorte. Seither war nun freilich ein gutes Jahrzehnt verflossen, und Mtesa war inzwischen nicht bloß um zehn Jahre älter, sondern auch, wie dies ja auch sonst vorzukommen pflegt, etwas gesetzter geworden. Aber von dieser sehr selbstverständlichen Mäßigung barbarischer Instincte bis zu dem ausgezeichneten Regenten, als welchen Stanley uns seinen Freund und Convertiten Mtesa schildert, ist doch noch ein recht weiter Schritt, und es ist sehr zu befürchten, daß viele jener vortrefflichen Eigenschaften, welche der berühmte Africareisende seinem kaiserlichen Freund andichtet, eben nur in seiner Phantasie existiren. Nachdem Stanley in dithyrambischer Weise das Lob des ausgezeichneten Fürsten gesungen, der, zum Christenthum bekehrt, für die Evangelisation Africa's mehr thun könnte als 50 Jahre Missionsarbeit ohne die Unterstützung dieses Mannes, kommt er zu der Alternative: „Entweder bin ich ein sehr leichtgläubiger Reisender, oder Mtesa ist ein so vollendeter Meister in der Kunst der Doppelzüngigkeit und spielt seine Rolle so überaus geschickt, daß ich mich von ihm habe naeführen lassen." Wir werden hernach erfahren, daß in der That das Letztere geschehen zu sein scheint.

VIII.

Die Abschnitte in Stanley's Werk „Durch den schwarzen Welttheil", welche von dem Kaiser Mtesa in Uganda, dessen Hofleben und den Sitten und Gewohnheiten seiner Unterthanen handeln, gehören

mit zu dem Interessantesten und Werthvollsten in dieser überaus lehrreichen Reisebeschreibung. Während Stanley auf seinem raschen Zuge durch Africa sonst Land und Leute nur oberflächlich beobachten und eben deswegen nur verhältnißmäßig wenig zur Bereicherung unserer ethnographischen Kenntnisse über Centralafrica beitragen konnte, bot ihm der längere Aufenthalt am Hoflager Mtesa's Gelegenheit, die am Nordwestufer des Victoria Nyanza hausenden Stämme gründlicher kennen zu lernen. Wir finden hier, in diesem von der Natur reich gesegneten Lande, ein aus verschiedenen Stämmen durch Waffengewalt zusammengeschweißtes, mehrere Millionen Seelen umfassendes Reich, das von dem Willen eines einzigen intelligenten Herrschers durch ein Schreckenssystem ohne Gleichen zusammengehalten wird. Der Absolutismus, wie er etwa heutzutage noch in Rußland als Regierungssystem zu Recht besteht, ist reines Kinderspiel gegenüber dem schrankenlosen Despotismus, mit dem der große „Kabaka" Mtesa über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen verfügt. Keiner der Unterthanen, auch nicht der mächtige Premierminister, ist seines Lebens auch nur eine Stunde sicher. Der geringste Verstoß gegen eine Etiquette, deren steifes Ceremoniell selbst die im Dienst ergrauten Höflinge Philipp's II. von Spanien mit Schrecken erfüllt hätte, genügt, um die allerhöchste Ungnade Mtesa's heraufzubeschwören, und ein unzeitiges Niesen kann in der Residenzstadt Rubaga geradezu lebensgefährlich werden.

Während somit der Hof und die Beamtenhierarchie des Kaisers Mtesa in beständiger Todesangst dahinlebt, und Jeder darauf ausgeht, seinen Widersacher zu Falle zu bringen und seine Habe nach der landesüblichen Sitte zu „fressen", erfreut sich in Uganda der gemeine Mann eines relativ behaglichen Daseins. Wohl schwebt auch über seinem Haupt beständig das Damoklesschwert kaiserlicher Ungnade, aber er ist doch den unaufhörlich zuckenden Blitzen weniger ernstlich als die unmittelbare Umgebung des Kaisers ausgesetzt, und an die Brutalität und Raubsucht der Unterbeamten hat er sich allmählig so sehr gewöhnt, wie etwa bei uns der Bauer an Frost und Hagelwetter. Im Uebrigen aber ist das Los des „Kopi" oder Bauern in Uganda in mannigfacher Beziehung wahrhaft beneidenswerth. Das Problem

der socialen Frage existirt für diesen Glücklichen noch nicht. In einem Lande, da Milch und Honig fließt, lebt er in seiner Hütte ein überaus behagliches Dasein. Der Bananenbaum stillt nahezu alle seine Bedürfnisse. Die grüne oder reife Frucht dieses Baumes bildet seine hauptsächlichste Nahrung, und aus ihrem Saft werden der wohlschmeckende, honigsüße, ciderartige Marambawein und das Bananenbier bereitet, welches so überaus stark ist, daß insgemein schon ein kleines Quantum genügt, um das Gleichgewicht eines Mannes zu erschüttern. Nicht minder nutzbringend sind die übrigen Bestandtheile des Baumes. Die breiten, herrlichen Schatten spendenden Blätter dienen gleich unserem Stroh als Dachbedeckung und als Bett, aber auch als Deckel für Gefäße, als Tischtücher, als Maculatur — mit Zeitungen ist Uganda einstweilen noch nicht beglückt — und als Hauskleider finden sie unmittelbare Verwendung. Die Stämme verwendet der „Kopi" zur Umzäunung der kleinen Farm, als Rollmaschinen zur Fortbewegung von Lasten, ihr Mark liefert die Schwämme und Waschwasser für die Toilette der sehr sauber gehaltenen Waganda. Aus den Bastfasern werden Seile, aus den dünneren Zweigen endlich Schilde, Sonnenhüte &c. gefertigt, so daß in der That eine Bananenpflanzung den Bauer mit fast allem, was er bedarf, mit Nahrung, Kleidung, Obdach und Hausrath versieht.

Was Wunder, daß der von der Natur also begünstigte Bauer den Eindruck einer entschiedenen Behäbigkeit macht. Wohl frisirt und sauber gekleidet tritt er aus seiner Hütte, scheinbar ein äußerst glücklicher Mann. Seine Kleidung sorgfältig ordnend, damit ja der Anstand nicht verletzt werde, schlendert er bis zum Thore der äußersten Umzäunung, das von einer mächtigen Banane beschattet wird. Hier inspicirt er nun wohlgefälligen Blickes seine Gärten, welche ihm Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Castoröl, Maniok, Caffee, Sesam und Zuckerrohr tragen, während hinter dem Hause die Bananenpflanzungen und Getreidefelder liegen, und auf einer grünen Matte sich seine Rinder und Ziegen tummeln. Gleich unseren alemannischen Vorfahren führt solch ein Bauer ein abgeschlossenes Leben. Nur wenn die Kriegstrommel ruft, ein Zechgelage winkt oder sonst ein Ereigniß die Herzen bewegt, pflegt er dasselbe zu verlassen.

Stanley selbst wurde von seinem hohen Gönner Mtesa mit königlichen Ehren und Auszeichnungen überschüttet; mit dem mächtigen Herrscher zog er in einen Krieg gegen die Wavuma, der größtentheils auf dem Victoria Nyanza-See selbst durch die beiderseitigen Kriegsflotten geführt wurde und manch malerisches Schauspiel bot, und während all' der Festlichkeiten und Truppenrevuen fand am Hoflager Mtesa's zwischen dem wissensdurstigen Despoten und dem Vertreter abendländischer Cultur ein sehr lebhafter geistiger Verkehr statt, wobei das Gespräch in der Regel sehr bald eine theologische Wendung nahm.

IX.

Anfangs November des Jahres 1875 nahm Stanley von Mtesa ergreifenden Abschied, nachdem er schon früher den im Lager von Kagehyi zurückgelassenen Theil seiner Mannschaft unter großen Gefahren und blutigen Kämpfen mit den Bewohnern der Insel Bumbireh nach Rubaga herübergeschafft hatte. Das nächste Ziel seiner Expedition war der westlich vom Victoria Nyanza gelegene See Muta Nzige. Da der Weg durch das Gebiet des kriegerischen Königs von Unyoro hindurchführte, stellte Mtesa seinem Freunde ein Heer als Geleite zur Verfügung. Stanley nahm das Anerbieten mit Dank entgegen. Statt der verheißenen 5000 Mann erschienen jedoch nur 2000 unter der Führung eines Generals Namens Sambuzi, und diese 2000 Mann ließen Stanley leider gerade im entscheidenden Moment, d. h. als man den See in Sicht bekam, schmählich im Stich. Das Gebiet zwischen den beiden Seen ist von hoher landschaftlicher Schönheit, so daß Stanley nicht ansteht, demselben den Namen der „africanischen Schweiz" beizulegen. Durch einen dichten prächtigen Urwald gelangt der Reisende erst in ein sonniges, wiesenreiches Hügelland, dann in eine immer romantischere, grandiosere Gebirgsnatur, bis er endlich staunend vor dem Könige der Berge, dem 4000 bis 4500 Meter hohen Gambaragara steht, welchen Stanley zu Ehren seines Chefs „Gordon Bennet" getauft hat. Der Anblick dieses Bergriesen, auf dessen höchste Spitze sich in Kriegszeiten der König von Gambaragara mit seinem ganzen Hofstaate zu flüchten pflegt, ist nach Versicherung Stanley's von über-

wältigender Majestät. Zahllose Heerden weiden auf den Alpen dieses Colosses und nähren mit ihrer Milch einen eigenthümlich gearteten, schlanken, feinen Menschenschlag, dessen Frauen an Schönheit alle andern Africanerinnen übertreffen und mit den Negerinnen nur das Haar gemeinsam haben sollen.

Wieder etwas weiter östlich liegt dann, gleich einem Spiegel, der Muta Nzige. Stanley selbst konnte nur einen flüchtigen Blick vom steilen Ufer auf diesen prächtigen See werfen, der tief unter ihm lag; der Wunsch dagegen, diesen westlichsten aller Aequatorialseen zu befahren, scheiterte an der Feigheit und Insubordination seiner Geleitmannschaft. Wir wissen deshalb von dem Muta Nzige einstweilen nur so viel, daß derselbe ein ziemlich ansehnliches, im Westen gleichfalls von hohen Gebirgszügen eingerahmtes Wasserbecken ist, das aber mit dem weiter nördlich gelegenen Albert-Nyanzasee keineswegs, wie man früher glaubte, zusammenhängt, sondern von demselben durch einen ziemlich breiten Streifen Land getrennt wird.

Der ganze Weg durch Unyoro bis an den Muta Nzige, sowie die Rückreise nach Uganda führte durch unbekanntes Land. Dann richtete Stanley seinen Marsch südwärts. Bald erreichte er den Alexandra-Nil, den größten Zufluß des Victoria-Nyanzasee's, der bei seiner Mündung 520 Meter breit, aber mit Schilfgras, Wasserrohr und Papyrusstauden so sehr bewachsen war, daß nur in der Mitte eine freie, mächtige Wassermasse von 200 Meter Breite dahinrauscht. Auf der Südseite dieses Flusses liegt das Land Karagwe, in dessen Häuptling Rumanika Stanley eine wahre Patriarchengestalt kennen lernte. Er erwirkte sich von diesem überaus wohlwollenden Fürsten, der neueren Berichten zufolge nicht mehr unter den Lebenden weilt, die Erlaubniß zur Erforschung des Westens von Karagwe, und fuhr mit der „Lady Alice“ den Alexandra-Nil aufwärts bis zur Insel Unyamubi, und erblickte, als er den oft seenartig erweiterten Stromlauf noch weiter gegen Süden verfolgte, das Südende des an dieser Stelle ungemein breiten Stromes. Bei weiterm Nachforschen wurde die Existenz eines in den Alexandra-Nil abfließenden Seebeckens constatirt, das möglicherweise mit dem Muta Nzige identisch ist. Stanley nannte dieses Seebecken, von dem er nur aus dem Munde der Eingebornen Kunde er-

hielt, Alexandra-Nyanza-See: es ist dies also der südliche Nilsee. Vom Alexandra-Nil wandte sich dann Stanley direct nach Süden, dem Tanganikasee zu. Bevor er jedoch diesen erreichte, sollte er noch die persönliche Bekanntschaft des Mannes machen, welchem er bisher immer so sorgfältig aus dem Wege gegangen war, des Räuberkönigs Mirambo, der zu seinem nicht geringen Schrecken jetzt plötzlich vor ihm auftauchte. Die Bestürzung der Bewohner des Dorfes Ndverva, in dem sich Stanley gerade befand, war sehr groß; sie begannen sich sofort zur Abwehr zu rüsten. Es wurden Barricaden errichtet, Schießscharten hergestellt, Alles war zum Kampfe bereit. Stanley selbst hatte jedoch keine große Lust, sich mit den Dorfbewohnern gegen den Mars von Africa zu verbünden, brach vielmehr sofort auf und stürzte sich muthig in des Löwen Rachen. In Serombo, der Residenz eines nahen Verwandten von Mirambo, wurde das Erscheinen des Kriegsfürsten abgewartet, der es verstanden hat, eine Ländermasse von 90,000 engl. Quadratmeilen vor sich erzittern zu machen. Herolde kündigten den Schrecklichen an und bedeuteten den Weibern, sie sollten für die ausgehungerte Mannschaft des Kriegsgewaltigen viele, viele dicke Kartoffeln in Bereitschaft halten. Stanley seinerseits ließ jetzt Mirambo die Botschaft entbieten, er sehne sich von ganzem Herzen danach, einen so berühmten Mann kennen zu lernen, ihm die Hände zu schütteln und einen Freundschaftsbund mit ihm zu schließen. Dieser heiße Wunsch sollte am nächstfolgenden Tage, den 22. April 1876, in der That in Erfüllung gehen. Mirambo erschien, entpuppte sich wider alles Erwarten als ein africanischer Gentleman mit den allerverbindlichsten Umgangsformen, und sah so schön, sanft und unschuldig aus, daß Niemand den „napoleonischen Genius" hinter ihm gesucht hätte, wenn nicht der Herrscherblick des Auges die Größe des Geistes verrathen hätte. Stanley war natürlich bald entzückt von der Liebenswürdigkeit dieses Räuberkönigs, und hatte darum nicht das mindeste dagegen einzuwenden, als ihm Mirambo nach einer sehr verbindlichen Unterredung den Abschluß der „Blutbrüderschaft" anbot. Die beiden großen Männer setzten sich für diesen Zweck einander gegenüber auf einen Strohteppich, Manwa Sera, der Oberst der Wangwana, machte an Mirambo's und Stanley's rechtem Bein einen Einschnitt, dann

wurde das Blut ausgetauscht, und dazu die Worte gesprochen: „Wenn einer von euch den eben besiegelten Freundschaftsbund bricht, so soll ihn der Löwe verschlingen, die Schlange vergiften, Bitterkeit sei seine Speise, seine Freunde sollen ihn verlassen, die Flinte in seiner Hand soll zerspringen, und Alles, was er anfängt, soll mißlingen bis an seinen Tod."

Reichliche Geschenke besiegelten diesen edlen Freundschaftsbund. Stanley erhielt von Mirambo 15 Kleider für seine Hauptleute, Mirambo selbst wollte von Stanley nur 3 annehmen, ließ sich aber schließlich doch dazu bewegen, einen Revolver und 200 Patronen als zarte Erinnerung an den großen Africareisenden entgegenzunehmen. Diese Spende rührte aber sein Herz dargestalt, daß er Stanley jetzt auch noch drei Milchkühe sammt deren Kälbern schenkte. Dann trennten sich die beiden berühmten Männer voll großer Rührung, und damit er den Namen Mirambo's ja nicht wieder vergesse, legte Stanley auf Wunsch seiner Leute einem frischgekauften Esel diesen Namen bei. Seinen Namen auf einen Esel übergetragen zu sehen, gilt nämlich in Africa wie im Orient für eine ganz besondere Ehre, weshalb denn auch die Araber Alexandriens ihre ausgezeichnetsten Lastthiere nach dem Namen des deutschen Reichscanzlers benennen.

X.

Am 17. November des Jahres 1874 hatte Stanley seine Reise durch den dunkeln Welttheil von Zanzibar angetreten, und am 27. Mai 1876, also anderthalb Jahre später, erreichte er den Handelsplatz Udschidschi am Tanganikasee, woselbst er fünf Jahre früher Livingstone gefunden hatte. Wehmüthige Erinnerungen tauchten in des Reisenden Seele auf, als er diese altbekannte Stätte wiederum betrat. Das Haus selbst, in welchem Livingstone einst gewohnt hatte, war niedergebrannt; nur die Natur selbst, die prächtigen Palmen und Melonenbäume, der herrliche See und die blauen Berge am fernen Horizonte, waren dieselben geblieben. Unter solchen Umständen erscheint es sehr begreiflich, daß sich Stanley in Udschidschi nicht länger aufhielt. Kaum gönnte er sich und seinen Leuten vierzehn Tage Rast; dann bestieg er mit einem Theil seiner Schwarzen die „Lady Alice",

und begann seine Rundfahrt um den See, dessen grandiose Schönheiten er uns in seiner Reisebeschreibung mit meisterhafter Plastik vor Augen führt. Schroff fallen die zerklüfteten Berge gegen die malerischen Ufer ab; hier eilt ein Fluß durch eine tiefe Schlucht dem See zu, dort stürzt ein Gießbach in prächtigen Wasserfällen von der Höhe in das schattige Dickicht von Tamarinden, Acazien und Teakbäumen. Nur das rythmische Rauschen des Wasserfalles unterbricht hier das erhabene Schweigen der Natur; still und träumerisch liegt der blaue Seearm da und wartet auf den Augenblick, da sich das ungestüme Kind der Berge schäumend und tosend in seinen Schoß wirft. Aber auch diese paradiesische Landschaft ist durch der Eingebornen Mordlust in eine Stätte des Grauens verwandelt worden: ein Dorf, welches noch wenige Wochen zuvor, von fröhlichen Menschen bewohnt, in tiefem Frieden dalag, fand Stanley menschenleer, todtenstill, ausgemordet! Räuber hatten dasselbe kurz zuvor überfallen; die Pallisaden, mit welchen die Häuser umgeben waren, hatten ihren Bewohnern nichts geholfen; hier lag ein alter Mann, halb verwest, eine breite Speerwunde im Rücken, in einer ausgetrockenen Blutlache; einige Schritte weiter stieß man auf mehrere andere verstümmelte Leichname. Es war ein Anblick, der das Blut in den Adern erstarren machte! Unter dem Hausrathe, der zerstreut umherlag, erblickte Stanley vor des Häuptlings Haus auch gegen 30 gebleichte Schädel. Sie legten Zeugniß davon ab, daß der Ermordete bei Lebzeiten mit seinen Feinden nicht minder grausam umgesprungen war, als sie jetzt mit ihm. „Es ist dieselbe Geschichte durch ganz Africa“, fügt Stanley seiner Erzählung seufzend hinzu.

Am 31. Juli, also in 51 Tagen, hatte Stanley seine Rundfahrt um den Tanganikasee beendigt, welche die früheren Aufnahmen Livingstone's und Cameron's ergänzte und bestätigte, und u. A. ergab, daß der Tanganikasee höchst wahrscheinlich sein Wasser von Zeit zu Zeit durch den Lukuga, einen mit Papyrusstanden verwachsenen Abflußcanal, westwärts in den Lualaba und eben damit in den atlantischen Ocean sende, eine Vermuthung, die kürzlich durch den Engländer Thomson zur Gewißheit erhoben worden ist. Vergeblich hatte Stanley gehofft, in Udschidschi, wo inzwischen seine zurückgebliebene Mannschaft

an Krankheiten aller Art gelitten hatte, Briefe aus Europa vorzufinden. Als darum auch die 5 „zuverlässigen" Leute, welche der Reisende nach Unyanjembe gesandt hatte, um nachzusehen, ob die Briefe vielleicht dort liegen geblieben, die Rückkehr vergaßen, entschloß er sich endlich, ohne eine letzte Botschaft aus der civilisirten Welt erhalten zu haben, seine Reise nach dem unbekannten Westen unverzüglich anzutreten. Es war nicht mehr dieselbe stattliche Schar, mit der er bald zwei Jahre zuvor bei Bagamoyo die Ostküste betreten hatte. Die blutigen Kämpfe mit den Eingebornen, die vielen Unglücksfälle zu Wasser und zu Land, Krankheiten und Desertionen endlich hatten die Reihen so sehr gelichtet, daß die Mannschaft nunmehr nur noch aus 132 Mann bestand, und nur 30 waren soweit zuverlässig, daß Stanley denselben Gewehre glaubte anvertrauen zu dürfen.

Vom Westufer des Tanganikasee's bewegte sich die Expedition in nordöstlicher Richtung bis nach Nyangwe am Lualaba durch Gegenden, welche zum Theil bereits Livingstone durchforscht hatte. Zunächst traf man auf sehr freundliche Stämme; doch beobachteten die vornehmeren Eingebornen in der Regel eine sehr reservirte Haltung. Es kam eben denselben sehr verdächtig vor, daß weiße, von Kopf bis zu den Füßen bekleidete Männer aus anderen als eigennützigen Beweggründen ihr Gebiet betreten sollten, und sie vermutheten darum hinter dem geheimnißvollen Reisenden irgend einen sehr bösen Zauberer, dem man möglichst aus dem Wege gehen müsse. In der Landschaft Manyema, deren Westgrenze bereits der Lualaba bildet, zeigte sich eine überaus üppige Vegegation, ja die Natur nahm jetzt geradezu den Character des Schrecklichen an und gebot durch ihre machtvollen Erscheinungen Ehrfurcht. Die Gräser sind hart und derb, sie schneiden und stechen wie Messer und Nadeln, das Schilfrohr ist zähe und wächst so hoch wie Bambus; die Schlingpflanzen und Winden haben die Dicke von Kabeln; die Dornen werden zu Angelhaken von Stahl; die Bäume schießen bis zu einer Höhe von 100 Fuß empor, und während die Suaheli-Sprache sonst für den Begriff Wald nur ein Wort kennt, hat sie für die Waldungen in Manyema deren vier. Wild und cannibalisch sind auch die Bewohner dieses Landes, zumal sie durch die arabischen Händler, welche bald mit diesem, bald mit jenem Stamm

sich zu einem Raubzug gegen dessen Nachbar verbünden, auf's tiefste corrumpirt wurden. Nur eine stark bewaffnete Macht vermag diesen Wilden, welche ihre Opfer aus Verstecken im Gebüsch angreifen und jeden Erschlagenen verzehren, Respect einzuflößen, und selbst der friedfertige Livingstone schwebte hier dreimal in größter Todesgefahr.

Am 13. October erblickte Stanley, dem Laufe des Luama folgend, von einem niedrigen Bergrücken aus zum ersten Male den Lualaba, der stolz und majestätisch in einer Breite von 1300 Metern einherfluthete, und am 27. October 1876 zog die Expedition bereits in dem arabischen Handelsplatze Nyangwe ein.

XI.

Mit der Ankunft in Nyangwe am Lualaba war Stanley nunmehr an einem kritischen Wendepunct angelangt. Livingstone und Cameron waren s. Z., wie wir schon früher erzählt haben, ebenfalls bis nach diesem Handelsplatze vorgedrungen, aber obgleich diese beiden Forscher an Muth, Energie und Wissensdurst keineswegs hinter Stanley zurückstanden, hatten sie doch Beide darauf Verzicht leisten müssen, dem unbekannten Laufe des unaufhaltsam nordwärts fluthenden Lualaba zu folgen. Die Natur und die Menschen schienen sich verbündet zu haben, um hier jedem Reisenden, der das dunkle Geheimniß des mächtigen Stromes aufzudecken sich vermessen, ein gebieterisches Halt zuzurufen. Mit unverhohlenem Entsetzen erzählten die arabischen Händler, welche in dieses Ländergebiet einzudringen versucht hatten, von wochenlangen Wanderungen durch dichte Wälder, von fürchterlichen Cannibalen und von tückischen Zwergen, die jedem Fremdling den Tod geschworen. Umsonst hatte Cameron den Arabern hohe Preise für die Ueberlassung ihrer Canoes angeboten, um den Strom wenigstens eine Strecke weit zu befahren: die Araber wollten die Verantwortlichkeit für Cameron's Leben gegenüber dem englischen Consul in Zanzibar nicht auf sich nehmen, und schlugen darum dem Reisenden seine Bitte kategorisch ab. Was sollte nun Stanley unter solchen Umständen thun? Nicht bloß die Angst vor einem unbekannten schrecklichen Etwas rieth ihm zum Aufgeben des kühnen Planes, auf dem Lualaba nach der Westküste vorzudringen. Stanley konnte nicht eine Minute daran

zweifeln, daß er seine Aufgabe nur unter wiederholten blutigen Kämpfen mit den unbezähmbar wilden Eingebornen zu lösen vermochte. Hatte er aber das Recht, ein paar tausend Menschenleben, und wären es auch nur diejenigen von schwarzen Cannibalen, einem wissenschaftlichen Problem zum Opfer zu bringen?

Nicht allein die Missionskreise, welche das Vorgehen Stanley's mit Recht nach den Grundsätzen christlicher Ethik beurtheilt wissen wollen, sondern auch sachverständige Autoritäten, wie der deutsche Africaforscher Dr. Nachtigal, und berufene Organe der öffentlichen Meinung, wie die „Edinburgh Review“, haben diese Frage mehr oder minder entschieden verneint. Es wurde darauf hingewiesen, wie ein Privatmann unter keinen Umständen, auch nicht in Centralafrica, das Recht habe, gleich dem Staate als kriegführende Macht aufzutreten; auch seien die Blutspuren, welche Stanley auf seinem Siegeszuge durch den schwarzen Continent hinterlassen habe, nicht gerade geeignet, der europäischen Civilisation in diesen Gegenden Bahn zu brechen. Diese Erwägungen haben natürlich auch die strengsten Kritiker nicht daran verhindert, die großen Verdienste Stanley's um die Africaforschung anzuerkennen, gerade so wenig, wie etwa eine Verurtheilung der preußischen Politik im Jahre 1866 uns daran hindern wird, die Verdienste Bismarcks um die Einigung Deutschlands sehr hoch zu stellen. Aber müßig dürfen derartige Proteste schon darum nicht genannt werden, weil sie allein eine gewisse Garantie gegen die Einbürgerung dieser Blut- und Eisenpolitik auf dem Gebiete der Africaforschung leisten können, und die jüngsten Nachrichten über Stanley, auf die wir später noch zu sprechen kommen werden, liefern uns in der That den Beweis, daß diese ernsten Lectionen an dem großen Reisenden nicht verloren gegangen sind. Ohne daß man so weit zu gehen braucht, wie jene englischen Mandatare der Richardson-Barthschen Expedition welche derselben erst gar keine Waffen nach Centralafrica mitgeben wollten, wird man doch in weiten Kreisen zugestehen, daß die im Namen der Humanität, Civilisation und Wissenschaft handelnden Reisenden es sich zur strengen Pflicht machen sollten, nur friedliche Eroberungen zu vollziehen, denn der Reisende, welcher seine Aufgabe nur durch eine große Machtentfaltung und unter steten Kämpfen zu

lösen vermag, und trotzdem nicht auf dieselbe Verzicht leistet, handelt genau besehen nach dem jesuitischen Grundsatz von der Heiligung der Mittel durch den guten Zweck.

Doch nehmen wir nach diesem Excurse auf das Gebiet der Ethik den Faden der Erzählung wieder auf. Stanley war fest entschlossen, den geheimnißvollen Stromlauf des Lualaba um jeden Preis zu ergründen, und dem entsprechend traf er jetzt auch seine Dispositionen. Noch bevor er nach Nyangwe gekommen war, hatte er unterwegs einen arabischen Kaufmann Namens Tippu-Tib kennen gelernt, einen großen schwarzbärtigen Mann von negerartiger Hautfarbe, mit schönem, intelligentem Gesicht, in der Blüthe seiner Jahre, ein wahres Bild von Stärke und Energie, nach Stanley's Versicherung der bedeutendste Araber, den er je kennen gelernt. Dieser Araber, der schon Cameron wirksame Dienste geleistet hatte, erklärte sich nach einigem Zögern bereit, die Stanley'sche Expedition von Nyangwe ab gegen eine Summe von 5000 Dollars mit 140 Musketieren und 70 Wanyamwezi-Speerträgern auf eine Strecke von 60 Lagern, von denen jedes von dem vorhergehenden um einen vierstündigen Marsch abliegen sollte, zu begleiten. Stanley musste seine ganze diplomatische Kunst aufbieten, um den geriebenen Araber zur Unterzeichnung des wohlverclausulirten Contractes zu bewegen, in welchen die Bestimmung aufgenommen wurde, daß Stanley seinerseits mit seinem ganzen Gefolge Tippu-Tib nach Nyangwe zurückbegleiten müsse, falls derselbe nicht vor Zurücklegung der 60 Tagreisen aus Furcht vor den Eingeborenen den Contract seinerseits breche.

XII.

Am 5. November des Jahres 1876 war Alles zum Aufbruch bereit. Statt der ursprünglich verabredeten Zahl von 210 Mann hatte Tippu-Tib gegen 700 Menschen, Männer, Frauen und Kinder nach Nyangwe mitgebracht und der Anblick dieser stattlichen Hilfstruppen trug etwas dazu bei, den gesunkenen Muth von Stanley's Leuten neu zu beleben. Nicht ohne bange Vorahnungen that der kühne Reisende den Sprung in's Ungewisse. 1350 Kilom. hatte er in gerader Linie von der Ostküste bis nach Nyangwe zurückgelegt, und gegen

1600 Kilom. waren nach Westen bis zum Atlantischen Ocean noch zu durchziehen, auf einem Gebiet, das mit Ausnahme von etwa 90 Kilom. Unterlauf des Congo durchaus unbekannt war: ein gewaltiges Unternehmen.

Kaum hatte die Expedition Nyangwe verlassen, so umfing sie ein grauenhafter Urwald, Mitamba genannt, dessen Ende Niemand kannte. Wie Regen fiel der Thau von den Bäumen, deren dichtes Laubdach nie ein Sonnenstrahl durchdrang. Nur langsam bewegte sich der Zug durch den Urwald vorwärts, denn der Weg ward zum Sumpfe, die Kleider wurden völlig durchnässt, in Strömen floß der Schweiß in dieser erstickenden, nie von einem Luftzug abgekühlten Atmosphäre. Ein düsteres Zwielicht erhellte dürftig den unheimlichen Pfad; ob draußen die Sonne schien, oder ein dichter Nebel über dem Waldesgrund lagerte, vermochte Niemand zu unterscheiden. Man kann sich denken, wie angenehm der 14 Tage lang andauernde Marsch durch dieses Dickicht für Stanley und sein Gefolge war. Einige wenige Tagemärsche reichten hin, um die Schwarzen völlig zu entmuthigen. Bald waren die Reihen aufgelöst, denn es hatte Jeder vollauf mit sich selbst zu thun. Die Fußzehen bohrten sich in den schlüpfrigen Lehm ein, der Kopf trug das Gepäck, die Hände und Ellenbogen endlich machten freie Bahn durch das Gestrüpp, während eine Schar von Pioniren den Pfad mit Aexten wenigstens nothdürftig lichtete. Natürlich kam man nur äußerst langsam vorwärts. Baumriesen, die in ihrem Fall ganze Berge von Sträuchern und Schlingpflanzen mit sich gerissen hatten, versperrten häufig den Weg, und mussten auf großen Umwegen umgangen werden.

Am 10. November ward der also strapazirten Expedition eine wohlverdiente Rast zu Theil. Sie erreichte nämlich die oasenartig inmitten der Waldwüste gelegene Niederlassung Uregga. Von der übrigen Welt fast hermetisch abgeschlossen, stehen diese Urwäldler doch auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe africanischer Cultur; auch deutete manches darauf hin, daß das gesellige Leben hier ungleich mehr als in Ostafrica entwickelt ist. Aber selbst in dieser Weltabgeschiedenheit unterwerfen sich die Frauen der Tyrannei der Mode, deren Launen in Africa nicht minder bizarr als im alten Europa sind. In Uregga

legen die fashionabeln Damen großen Werth darauf, möglichst viel eiserne und kupferne Ringe am Leibe herumzutragen; eine derselben schleppte sich mit etwa 12 Pfd. Eisen, 5 Pfd. Kupfer und einem halben Dutzend aus der Achatina monetaria gefertigter Halsbänder.

In dem Dorfe Kampunzu fielen Stanley die Reihen von Schädeln auf, welche zum Theil in die Erde gegraben waren. Auf Befragen gaben die Eingebornen an, es seien Schädel von schmackhaften Soko's (Schimpansen?), aber Prof. Huxley, welchem Stanley zwei dieser Schädel mitbrachte, erklärte dieselben für Menschenschädel. Die Leute von Kampunzu huldigen also in der Stille des Urwaldes der Menschenfresserei, deren entsetzlichen Trophäen Stanley fortan sehr häufig begegnete.

Der 19. November brachte endlich die zum Tode erschöpfte, von Krankheiten aller Art heimgesuchte Expedition wieder an den sanft wie ein Sommertraum dahinfließenden Lualaba, welchen Stanley fortan Livingstone nennt. Die Versuche, sich mit den Wenya, den Anwohnern des linken Ufers, in vertraulichen Verkehr zu setzen, blieben erfolglos, dieselben flohen vielmehr bei Nacht in die Wälder, um dann am nächsten Morgen Stanley unter lautem Kriegsgeschrei mit ihren Canoes anzugreifen. Es war das erste der 32 Gefechte, welche der Held unserer Erzählung auf dem Lualaba zu bestehen hatte. Doch war dieses erste Scharmützel mit den Cannibalen am Lualaba noch verhältnißmäßig harmlos im Vergleich mit den Kämpfen, die Stanley bald darauf zu bestehen hatte. Unter Fährlichkeiten aller Art folgte er zu Lande dem Laufe des Stromes, während für die Kranken ein halbes Dutzend schwimmender Canoes zu Lazarethen hergerichtet wurden. Die Eingebornen waren von abstoßender Häßlichkeit und höchst ungeschlachten Manieren. Ein eingefangener alter Mann griff nach dem ihm angebotenen Geschenke, wie etwa ein Hund nach einem Stück Fleisch schnappt.

Weiter stromabwärts traf man alle 5 bis 7 Kilom. einen Marktplatz, auf dem sich die Eingebornen von beiden Ufern sammeln, und der als neutraler Boden betrachtet wird. Am Morgen sind an Markttagen diese Grasplätze gedrängt voll Menschen, die aus den Tiefen des Waldes und von den einsamen Inseln hier zusammenströmen,

um ihre Waaren auszutauschen. Am 5. December wurde Ikondu, eine Art Stadt, erreicht. Es besteht dieselbe aus einer Reihe von Dörfern, die 50 bis 90 Meter weit von einander getrennt sind, und eine einzige gleichmäßige 1 bis 2 Kilom. lange Straße bilden. Auch Ikondu war von den Einwohnern vollständig verlassen, und es wirkte natürlich diese Unmöglichkeit, mit den Eingebornen in irgend welchen Verkehr zu treten, äußerst entmuthigend.

XIII.

Neue Kämpfe folgten. Friedlich glitt das von der „Lady Alice" begleitete schwimmende Hospital am linken Ufer den Strom hinab, während der Haupttheil der Expedition zu Lande folgte, als plötzlich ein lauter Schrei ertönte. Ein Mann hatte einen Pfeil in der Brust, und Pfeil auf Pfeil folgte jetzt aus den Dschungeln. Mit Mühe erreichte das Boot das rechte Ufer und hier verschanzte man sich sofort in einem Marktplatze, während Plänkler das Dickicht durchsuchten. Bald ertönten Gewehrschüsse, und unter stetigem Feuer zog sich allmählig die Patrouille auf's Lager zurück. Sofort tauchten vor demselben Hunderte von Wilden auf. Unausgesetzt krachten die Schüsse der Snidergewehre; trotzdem stürmte der Feind hartnäckig immer auf's neue an. Es war ein verzweifeltes Ringen und Kämpfen; der Stanley'schen Expedition drohte hier das Schicksal, welches die Engländer bei Isandula betroffen: aufgerieben zu werden bis auf den letzten Mann. Erst als die Dämmerung einbrach, zog sich der Feind zurück. Aber von Schlaf war in dieser Nacht keine Rede. Als Stanley am nächsten Morgen die Umgebung recognoscirte, entdeckte er kurz unterhalb des Lagers eine große, aus Dörfern zusammengesetzte Stadt, und fasste sofort den Entschluß, das südlichste dieser Dörfer zu besetzen. In wenigen Secunden waren die Leute in den Booten, die hastig stromabwärts gerudert wurden. Dann wurde das hohe steile Ufer erstürmt, und, da das Dorf leer war, verbarricadirte man die Dorfstraße an beiden Enden. Vergeblich versuchten jetzt die Wilden, Stanley wieder aus dieser Befestiguug zu vertreiben. Ein Ausfall der Belagerten schaffte für diesen Tag Ruhe, und als am

nächsten Morgen der Sturm gleichzeitig von der Land- und Wasserseite aus unternommen wurde, erschien gerade zur rechten Zeit die Landabtheilung unter Tippu-Tib und machte dem erbitterten Kampfe ein Ende. Um einer Wiederaufnahme desselben vorzubeugen, ruderte Stanley in der folgenden Nacht nach der Insel, hinter welcher die feindlichen Canoes verschwunden waren, kappte die Taue und stieß die Boote in die Strömung, um sie dann weiter unten wieder aufzufangen und in Sicherheit zu bringen. Jetzt endlich waren die Wilden zum Friedensschlusse bereit, und gegen entsprechende Entschädigung wurden 23 Canoes gekauft.

Schon früher hatten die Araber umkehren wollen; jetzt aber gaben sie den Entschluß der Rückkehr mit solcher Bestimmtheit kund, daß Stanley jeden Versuch aufgab, sie anderen Sinnes zu machen. Am Weihnachtstag wurde eine Canoe-Wettfahrt und Nachmittags ein Wettlaufen veranstaltet, während Tippu-Tib am 26. December der Expedition ein Bankett von Reis und Hammelbraten gab. Am 28. December Vormittags 9 Uhr fuhr Stanley mit seinen auf 149 Köpfe zusammengeschmolzenen Gefährten an Tippu-Tib's Lager vorüber. Die Töne eines feierlichen Chorgesanges kamen über das Wasser; die Araber hatten sich mit ihren Leuten am Ufer aufgestellt und sangen das Abschiedslied. Tiefe Wehmuth hatte die Leute Stanley's ergriffen, kraftlos bewegten sie ihre Ruder, kein Zuruf wollte verfangen; es ging ja hinaus in die unbekannte Welt.

Die beiden Ufer zeigten sich dicht bevölkert, und wo die Flottille gesehen wurde, da tönten auch sofort die Kriegshörner und rasselten die Trommeln. Bald von rechts, bald von links her schossen die Canoes aus dem Dickicht, um die Weiterfahrt zu wehren. Manchmal gelang es, durch freundliche friedliche Worte die Wilden zu besänftigen, meistens aber mussten sie mit Waffengewalt zurückgewiesen werden. Man war jetzt im Gebiete der schlimmsten Cannibalen. Mit dem Rufe: „Wir werden heute Fleisch essen!“ stürzten sie sich auf die Expedition. Und ob ihnen auch noch so deutlich „Sen-nenneh!“ (Friede) zugerufen wurde, ob auch die Dolmetscher all' ihre Beredtsamkeit aufboten und kupferne Armbänder und lange Perlenschnüre angeboten wurden, es war vergebens; sie wollten sich durch das

Darreichen einiger Muschelschalen und Kupferringe nicht um so vieles „Fleisch" bringen lassen.

Auf eine Stromlänge von etwa 370 Kilometer fließen dem Livingstone von der Westseite nur zwei verhältnißmäßig kleine Flüsse zu, dagegen von der Ostseite deren neun; unter diesen war der Luama. 365 Meter breit, der Urindi etwas über 450, der Lowna aber zwischen 900 und 1000 Meter. Stanley glaubt, daß die Quellen dieses letztgenannten großen Flusses in der Nähe der Südwestecke des Muta Nzigesee's zu suchen sind.

Am 3. Januar 1877 kam man endlich zu einem friedfertigen Völkchen. Von diesen Leuten, mit welchen natürlich Freundschaft geschlossen wurde, erhielten die Reisenden manche werthvolle Aufschlüsse. Insbesondere warnten sie vor den Wasserfällen, die nicht ferne seien. Es sei unmöglich, über diese Fälle zu fahren, da der Strom sich über einen Berg hinwegwälze und hinabstürze, tief, tief hinab mit Wirbeln und wildtosendem Aufruhr; sie würden dort unrettbar verloren sein.

Als die Expedition am nächsten Tage weiterfuhr, wurde sie von außerordentlich großen Canoes angegriffen. Es gelang, eines der größten, das eine Länge von 26 Meter hatte, zu erbeuten. Einige Stunden unterhalb verminderte sich die Breite des Stromes, die bis dahin etwa 2300 Meter betrug, unverkennbar; zugleich hörte man in der Ferne das Brausen des ersten von den sieben Stanleyfällen. Aber sein Brausen wurde noch übertäubt durch das Kriegsgeschrei der wilden Mwana Ntaba, welche von beiden Ufern aus die Reisenden angriffen. Es schien, als ob diesen nur die Wahl bliebe zwischen dem Tod in den Wellen und dem Tod durch die Hand der Wilden. Nach langem Kampf gelang es, die Landung zu erzwingen und ein befestigtes Lager aufzuschlagen. Gleich am nächsten Morgen wiederholten die Eingebornen ihre Angriffe; endlich ergriff Stanley mit seinen Leuten die Offensive, trieb jene zurück und gewann dadurch für einige Tage Ruhe.

XIV.

Wohl kein einziger Welttheil hat so viele großartige Wasserfälle aufzuweisen, wie Africa, und es ist darum nicht undenkbar, daß nach ein paar Jahrzehnten ein übercultivirtes Geschlecht, für dessen abgestumpfte Sinne die Naturwunder Europa's und America's längst allen Reiz verloren haben, mit derselben Unverdrossenheit nach den Victoriafällen des Zambesi, den Murchisonfällen des Nils und den Stanley- und Livingstonefällen des Congo wallfahrten wird, wie etwa jetzt noch an den Rheinfall und Niagara. Eisenbahnen werden vielleicht dann den schwarzen Welttheil nach allen Himmelsgegenden durchkreuzen, eine fünftägige Fahrt von Tripolis durch die Sahara und den Sudan wird den reiselustigen Europäer in das Herz Africa's, an den Victoria Nyanza, versetzen, und ein regelmäßiger Dampferdienst während der für die Aequatorialgegenden günstigen Saison den Fremden den Congo hinauf und herunter und in die Geheimnisse eines ächten Urwaldes hineinführen, während sich an den von Stanley geschilderten malerischen Puncten comfortable Hotels erheben, die mit Eis, Chinin, mosquitovertreibendem Räucherwerk und sonstigen Requisiten auf's beste versehen, eine Rundfahrt auf den centralafricanischen Seen und eine Tour auf dem Congo zu einem durchaus angenehmen und ungefährlichen Sport machen werden. Einstweilen freilich haben wir es noch nicht so herrlich weit gebracht, und insbesondere Stanley selbst musste den Genuß der Naturschönheiten, welchen die grandiosen Stanleyfälle einem landschaftlich gebildeten Auge in hohem Grade zu bieten vermögen, sehr theuer erkaufen, denn gerade hier begann für ihn ein titanisches Ringen und Kämpfen mit der wilden, ungebändigten Natur, welches noch furchtbarer wurde durch den endlosen Streit mit den blutdürstigen Wilden.

Der Strom selbst, welcher bisher in majestätischer Ruhe und Schönheit einherfluthete, theilt sich über dem ersten Cataracte in zwei Arme, von welchen sich der kleinere in zwei Wasserfällen oder schiefen, schaumbedeckten Flächen in niedrigere Terrassen herabstürzt, während der Hauptstrom über viele Stromschnellen eilt, sich an einem Bergrücken, vor welchem er sich in einer Art Wasserbecken sammelt, bricht, und

dann über einen Wall in schrecklichem Strudel hinabstürzt. Unter diesen Umständen blieb Stanley nichts anderes übrig, als die „Lady Alice“ und die Canoes zu Land an diesem Cataract vorbeizubringen. Er wählte dazu das linke Ufer; ein Pfad wurde gelichtet, und am Abend des 7. Januar waren die Canoes bereits 1600 Meter weit über den Erdboden fortgezerrt. Am nächsten Nachmittag schwammen dieselben wieder auf einem ruhigen Creek unterhalb der Wasserfälle. Aber die Hoffnung, daß das ruhige Wasser länger andauern werde, wurde getäuscht; bald hörte man das Brausen des zweiten Wasserfalles. Aber nun wohin? Vom linken Ufer tönten die Kriegshörner und Trommeln, und von der mitten im Strom liegenden Insel kam die Antwort. Stanley entschloß sich zu einem Angriff auf die Insel; es gelang, und die Wilden fuhren zu ihren heulenden Freunden am linken Ufer. Oestlich von dieser Insel wurde der rechte Arm des Stromes von einer andern Insel gabelförmig getheilt; seine ganze Oberfläche war über alle Beschreibung wild und der Lärm der Wellen betäubend; der westliche Arm aber rauscht über eine Terrasse hinab und bildet in einem ausgedehnten Becken einen ungeheuren Strudel. An einem alten Canoe, das in den Strom hineingestoßen wurde, konnte man sehen, daß der rettungslos verloren ist, welcher in diesen Strudel geräth. So blieb denn nichts anderes übrig, als den am linken Ufer wohnenden Bakumu entgegenzutreten und die Canoes abermals durch den dichten Wald zu schleifen. Am 10. Januar wurde in früher Morgendämmerung die Landung bewerkstelligt, und während ein Theil der Leute ein befestigtes Lager errichtete, vertrieb ein anderer Theil die Eingebornen. Dann ging man daran, einen Pfad durch den Wald zu lichten. Eine Abtheilung arbeitete des Tages, die andere des Nachts, und am 14. Januar konnten die Canoes wieder in den Strom geschoben werden. Die Eingebornen hatten am zweiten Tage noch einen Angriff unternommen, aber nach dem Mißlingen desselben nicht weiter gewagt, die Arbeiten der Expedition zu stören. Unterhalb des dritten Cataractes vereinigten sich die vier durch Inseln getrennten Flußarme und stürzten sich in einen riesigen Kessel, aus dem sich von Zeit zu Zeit Wasserwälle emporhoben, um dann wieder mit entsetzlichem Lärm zusammenzustürzen. Dem Auge stellte sich hier eine

der wildesten Scenen dar, die man sich nur denken kann. Natürlich mussten auch hier die Canoes mehrere Kilometer weit über das Land geschleppt werden. Kleine rothe Ameisen belästigten die Arbeiter in hohem Grade, die überdies von einer Art Stechgras, das Kletten trug, viel zu leiden hatten. Als aber am dritten Tage die Canoes wieder ins Wasser gebracht wurden, erhoben sich sofort die Bewohner der Insel Asama und griffen die Expedition mit rasender Tapferkeit an. Während Stanley diesen Anprall aushielt, landete Manwa Sera, der Obrist der Stanley'schen Kriegsmacht, etwas weiter oben und nahm alle am Kampfe nicht Betheiligten gefangen. Als er mit diesen am Ufer erschien, gaben die bis dahin so muthigen Eingebornen den Kampf verloren und zogen sich auf das linke Stromufer zurück. Durch Geschenke an die Gefangenen wurde dann der Friede hergestellt.

Am 19. Januar ward auf einem einsamen Marktplatze campirt; als der Morgen dämmerte, zeigte es sich, daß der Platz von einem großen hohen Netze eingeschlossen war, in dessen Nähe Eingeborne auf der Lauer lagen, um Menschenfleisch zu erhalten. Wieder wurde Manwa Sera mit 50 Mann stromaufwärts gesandt, um den Feinden in den Rücken zu fallen. Dann wurde im Lager das Horn geblasen, als gelte es aufzubrechen, und vier Männer erhielten Befehl, das Netz zu zerschneiden. Sofort kamen einzelne schwere Speere aus dem Gebüsch geflogen, eine Salve krachte auf's Gerathewohl in's Gebüsch hinein, man sah einige dunkle Gestalten fliehen, und während Stanley's Leute vorwärts stürmten, gelang es Manwa Sera, acht der ihm entgegenstürmenden Wilden ohne Blutvergießen gefangen zu nehmen. Diese Gefangenen, welche bei einem Verhör gestanden, daß ihr Stamm nicht bloß alle im Walde gefangenen Fremden, sondern auch die eigenen alten Männer und Weiber auffresse, konnten den Tag über als Führer benutzt werden, und gegen Abend näherte man sich dem sechsten Wasserfall. Abermals mussten die Angriffe der Eingebornen zurückgewiesen und die Boote zu Land an dem Cataract vorbeigebracht werden. Dieser Wasserfall liegt gerade unter dem Aequator. Bald darnach nähern sich die beiden Ufer bis auf etwa 260 Meter, d. i. auf den dritten Theil der gewöhnlichen Breite des Stromes, der durch diese enge Straße mit reißender Schnelligkeit dahin eilt. Bis hieher hatte der

Lualaba eine nördliche und nordöstliche Richtung eingehalten, und mehr als einmal war es Stanley fraglich geworden, ob der Strom wirklich der Congo sei. Jetzt aber wandte er sich nach Nordwest. Während die Expedition auf einem Arm zwischen dem rechten Ufer und einer langen Insel dahinfuhr, hörte man das dumpfe Brausen von Stromschnellen im linken Arm, und unterhalb der Insel stellte sich der siebente und letzte der Stanley-Fälle der Weiterfahrt entgegen. Dieser ist ein gewaltiger; der Strom, welcher wieder auf eine Breite von 450 Meter zusammengedrängt ist, fällt nicht einfach über eine Terrasse hinab, sondern die ganze ungeheure Wassermasse wird eine ganze Strecke weit in einer schäumenden, wild erregten Woge hinabgeschleudert. Trotzdem haben es die Eingebornen fertig gebracht, je 90 Meter weit vom rechten und linken Ufer herein gegen die Mitte des Stromes schwere Pfähle senkrecht einzuschlagen, an welchen Fischreusen befestigt werden. Solche bereitliegende Pfähle konnten auch zu einem Straßenbau über die Felsen benutzt werden, um die Kähne an dem Wasserfall vorbeizuschaffen. Am 28. Januar war der letzte der Stanley-Fälle überwunden, und damit hatte eine Reihe verzweifelter Arbeiten ihr Ende gefunden, welche während 22 Tagen die Expedition aufs höchste angestrengt hatten.

XV.

Als Stanley den letzten der nach ihm benannten Cataracte überwunden hatte, und deren betäubendem Lärm endlich entronnen war, glaubte er erleichtert aufathmen zu dürfen, denn wiederum umfing ihn jetzt der still und majestätisch durch den dunkeln Urwald dahinfluthende Strom, dessen mystische Schönheit ihn für alles Ungemach zu trösten schien. Fröhlich erschallten die Gesänge der Bootjungen, als die Canoes schnell wie Pfeile auf dem Strome dahinglitten, und laut aufjauchzend beantworteten die Männer und die Frauen der Expedition diese Gesänge: das war das beste Mittel, um die Leute vor jenem dumpfen Grübeln über ihre gefährdete Lage zu bewahren, welches der Tod jeglicher Thatkraft ist. Denn noch war nicht alle Noth überwunden. Der Strom selbst freilich, welcher jetzt breiter und breiter wurde, bis auf 3700 Meter, hätte mit seinem steten Wechsel

der Scenerie, den elfenbeingeschmückten Dörfern, den lauschigen Buchten, den smaragdgrünen Inseln, den herrlichen Farbentönen, gleich einer zauberhaften Melodie die Reisenden in süßes Träumen einwiegen können, aber die Menschen selbst waren noch immer dieselben scheußlichen Cannibalen, die in wilder Wuth gegen die Fremdlinge ihre Speere schwangen, sobald sie dieselben auch nur von ferne erblickten. Gleich Geächteten, gehetzt, gequält, waren Stanley's Leute nur von dem einen Wunsche beseelt, so schnell wie immer möglich aus diesem grauenvollen Lande herauszukommen, wo der Tod in immer neuen Formen und neuen Gestalten sich grinsend ihnen nahte. Wir können diese endlosen Kämpfe mit den Cannibalen, die sich bisweilen zu förmlichen Schlachten gestalteten, hier nicht alle wiedererzählen: es bildet dieses Kesseltreiben den Congo herunter gleichsam den rothen Faden, der sich durch Stanley's Reisebeschreibung Capitel um Capitel in fast ermüdender Monotonie hindurchzieht. Das bedeutendste Gefecht fand da statt, wo ein 1800 Meter breiter, von Norden kommender Nebenfluß des Congo, der Aruwimi, den Stanley mit dem Uelle Schweinfurth's für identisch hält, in den Congo mündet. In den Dörfern, welche Stanley hier im Verlaufe des Kampfes stürmte, fand sich ein außerordentlicher Reichthum an Elfenbein.

Bis zum 6. Februar hatte der Strom eine nordwestliche und westliche Richtung beibehalten, und die Beobachtung zeigte an diesem Tage eine nördliche Breite von 1° 51′ 59″. Von da ab wandte sich dann der Congo allmählig gegen Südwesten, immer weiter traten die flachen waldigen Ufer auseinander, und auch die Inseln waren mit Wald bedeckt. Gerne hätte die Expedition nach den Erfahrungen, welche sie bisher mit den Eingebornen gemacht hatte, ihre Reise ohne allen Verkehr mit denselben fortgesetzt, aber schließlich ward der Mangel an Lebensmitteln so groß, daß Stanley am 9. Februar endlich doch wieder einen Landungsversuch zu machen beschloß. Es geschah dies bei dem Dorfe Rubunga. Wider Erwarten fand Stanley bei den häßlichen, vom Scheitel bis zu den Knieen über und über mit Tätowirungen und künstlichen Beulen bedeckten Einwohnern einen freundlichen Empfang. Vier alte portugiesische Musketen deuteten darauf

hin, daß man sich dem von der europäischen Cultur wenn auch nur in Form des Tauschhandels beleckten Gebiete wieder zu nähern begann, und der Name „Congo“, welcher hier zum ersten Male Stanley entgegentönte, bewies, daß der Lualaba mit diesem Riesenstrome wirklich identisch ist. Das war aber nur ein rasch vorübergleitender Sonnenblick, denn bald zeigten die Uferbewohner wieder eine sehr feindselige Haltung, und wurden jetzt um so gefährlicher, da sie gleichfalls mit Feuerwaffen ausgerüstet waren. Erst Ende Februar gelang es der ausgehungerten Expedition, mit den Eingebornen wieder in freundschaftlichen Verkehr zu treten, und in dem König von Tschumbiri lernte Stanley den „größten Schelmen von Africa“ kennen. So sehr verstand es dieser aalglatte Diplomat, den geriebenen Yankee mit schönen Worten zu berücken, daß unser Autor nicht mitzutheilen wagt, wie viele Schätze er sich von diesem schwarzen Spitzbuben abschwatzen ließ. Durch Zufluß eines mächtigen, 1000 Meter breiten Stromes Namens Ikelemba hatte der Congo jetzt eine tiefbraune Farbe angenommen. Am 9. März endlich fand das letzte der 32 Gefechte statt, welche Stanley auf dem Congo zu bestehen hatte. Er wurde von den Wilden überfallen, als er eben in einem dichten Haine mit dem Kochen des Frühstückes beschäftigt war, und wenn auch der einstündige Kampf mit dem Rückzug der Wilden endete, so wurden doch 14 von Stanley's Leuten verwundet.

Mehr und mehr veränderten jetzt die Ufer ihre frühere Gestalt, und wurden bald zu hochansteigenden malerischen Gestaden, die hier steil bis zum Rande des tiefen Stromes abfielen, dort wieder Ausblicke in reich bewaldete Thäler gewährten, und am 13. März bot sich den erstaunten Reisenden plötzlich eine seeartige Erweiterung des Stromes dar, welche gegen 30 englische Quadratmeilen bedeckte und Stanleypfuhl genannt wurde. Weiß schimmernd thürmten sich am weißen Ufer eine Reihe von Klippen auf, die denen von Dover so auffallend glichen, daß Stanley sie sofort nach denselben glaubte benennen zu müssen. Es war, als ob sich der Strom noch einmal sammeln wollte, bevor er in wilder Hast die letzte Gebirgswand durchbricht und in schauerlichen Cataracten sich seinen Weg nach dem Meere bahnt. Schon hörte man in der Ferne den leisen Donner der

der Scenerie, den elfenbeingeschmückten Dörfern, den lauschigen Buchten, den smaragdgrünen Inseln, den herrlichen Farbentönen, gleich einer zauberhaften Melodie die Reisenden in süßes Träumen einwiegen können, aber die Menschen selbst waren noch immer dieselben scheußlichen Cannibalen, die in wilder Wuth gegen die Fremdlinge ihre Speere schwangen, sobald sie dieselben auch nur von ferne erblickten. Gleich Geächteten, gehetzt, gequält, waren Stanley's Leute nur von dem einen Wunsche beseelt, so schnell wie immer möglich aus diesem grauenvollen Lande herauszukommen, wo der Tod in immer neuen Formen und neuen Gestalten sich grinsend ihnen nahte. Wir können diese endlosen Kämpfe mit den Cannibalen, die sich bisweilen zu förmlichen Schlachten gestalteten, hier nicht alle wiedererzählen: es bildet dieses Kesseltreiben den Congo herunter gleichsam den rothen Faden, der sich durch Stanley's Reisebeschreibung Capitel um Capitel in fast ermüdender Monotonie hindurchzieht. Das bedeutendste Gefecht fand da statt, wo ein 1800 Meter breiter, von Norden kommender Nebenfluß des Congo, der Aruwimi, den Stanley mit dem Uelle Schweinfurth's für identisch hält, in den Congo mündet. In den Dörfern, welche Stanley hier im Verlaufe des Kampfes stürmte, fand sich ein außerordentlicher Reichthum an Elfenbein.

Bis zum 6. Februar hatte der Strom eine nordwestliche und westliche Richtung beibehalten, und die Beobachtung zeigte an di[illegible] Tage eine nördliche Breite von 1° 51′ 59″. Von da ab wandte sich dann der Congo allmählig gegen Südwesten, immer weiter traten [illegible] flachen waldigen Ufer auseinander, und auch die Inseln wa[illegible] Wald bedeckt. Gerne hätte die Expedition nach den Erfa[illegible] welche sie bisher mit den Eingebornen gemacht hatte, ihre[illegible] allen Verkehr mit denselben fortgesetzt, aber schließlich w[illegible] an Lebensmitteln so groß, daß Stanley am 9. Fe[illegible] wieder einen Landungsversuch zu machen beschl[illegible] bei dem Dorfe Rubunga. Wider Erwarten [illegible] häßlichen, vom Scheitel bis zu den Knie[illegible] wirungen und künstlichen Beulen bedeck[illegible] lichen Empfang. Vier alte portugiesi[illegible]

[illegible] wieder [illegible]

[illegible] König von [illegible] kennen. [illegible]

[illegible] breiten [illegible] und [illegible] der 32 [illegible]

[illegible] hatte. Er wurde [illegible] Hause mit [illegible] und [illegible] auch der ein[illegible] Kampf [illegible] der Wilden [illegible] wurden doch [illegible] Tanten's [illegible].

Mehr [illegible] veränderten [illegible] hochansteigenden [illegible] des tiefen Stromes [illegible]

Livingstonefälle, und aus dem Umstande, daß er nur noch etwa 400 Kilometer von der Küste entfernt war, und der Strom doch noch eine Höhe von 349 Meter über dem Meere zeigte, konnte unser vielgeprüfter Reisender darauf schließen, welche neuen Anstrengungen seiner vor der Ankunft am Ziele harrten. Wie im Menschenleben selbst oft gerade die letzten Jahre die schwersten sind und uns die größten Prüfungen auferlegen, so erging es auch dem Helden unserer Erzählung auf den letzten Etappen seines an Drangsalen überreichen Zuges durch den schwarzen Welttheil, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre die ganze Expedition, so nahe beim heißersehnten Ziele, todesmatt zusammengebrochen!

XVI.

Am 16. März brach die Stanley'sche Expedition von ihrem Lager oberhalb der Livingstonefälle auf, um mit der größten Vorsicht dem Laufe des Congo auf dem rechten Ufer zu folgen. Ueber die ersten Stromschnellen wurden die Boote mittelst Seilen glücklich hinweggebracht. Aber immer wilder und wüthender ward jetzt der Riesenstrom. Mit einer Geschwindigkeit von 13 Meter in der Secunde jagte derselbe brausend durch den tiefen gähnenden Schlund, es war, wie wenn ein Orcan auf einem schmalen Wasserstreifen wüthen würde. Thurmhoch schäumten die Wassermassen auf, als sie in dem engen Bette von Mulde zu Mulde stürzten, und der Lärm war so entsetzlich, wie wenn ein Schnellzug durch einen Tunnel rasselt. Wieder mussten die Boote auf dem Ufer nachgezogen werden, was natürlich viel Zeit und Arbeit kostete, und kaum hatte man endlich am 23. März glücklich die drei ersten, von den Eingebornen, „Kind, Mutter und Vater" benannten Cataracte passirt, so nahm der Strom in Gestalt eines Kessels abermals eine sehr bösartige Form an. Canoes wurden von den Kabeln losgerissen und konnten nur zum Theil gerettet werden, die Leute glitten auf dem schlüpfrigen Trappfelsen aus, Stanley selbst that einen schweren Fall, und am 28. März wurde eines der Canoes sammt seinen Insaßen vom Strome verschlungen. Einem ähnlichen Geschick entging ein paar Wochen später die „Lady Alice" nur mit knapper Noth. Eben näherte sich dieses Boot den Stromschnellen,

als die Kabel, welche dasselbe festhielten, infolge der starken Strömung den Händen der Leute am Ufer entglitten, und das Fahrzeug pfeilschnell der Mitte des wild tobenden Stromes zutrieb. Stanley selbst stand auf dem Bug, und konnte nur mit der Hand dem Bootführer Winke geben, denn in den Donnern der Wogen ging jede menschliche Stimme verloren. Mit entsetzlicher Schnelligkeit flog das Boot den Strom hinab, schon gab sich die Mannschaft verloren, als sie bis zum Gipfel eines gewaltigen Wasserwalles hinaufgetrieben wurde: da ward es ihr möglich, einen ruhigen Augenblick zu benützen, um mit Aufbietung aller Kräfte an's Ufer zu kommen. Die „Lady Alice" selbst hatte auf diesem Wege die Strecke von 5 Kilometer in 15 Minuten durchjagt; um aber die Canoes sicher hinabzubringen, bedurfte es vier Tage angestrengter Arbeit, die trotz aller Vorsicht nicht ohne Unglücksfälle abliefen. Bis zum 2. April, also innerhalb 37 Tagen, hatte die Expedition nur 63 Kilometer zurückgelegt.

Einige Tage später kam schon wieder ein Wasserfall, und zwar von solcher Größe, daß nichts anderes übrig blieb, als die Fahrzeuge über den Berg hinwegzuschaffen, bei welcher mühsamen Arbeit die Eingebornen behilflich waren. In der Menge von europäischen Handelsartikeln, welche Stanley hier vorfand, kündigte sich bereits die große Nähe der Westküste an, von der aus die europäischen Waaren, von Marktplatz zu Marktplatz, auf dem Wege des Tauschhandels allmählig stromaufwärts bis Uputo unter dem 21. Grad ö. L. gelangen. Von einer raschen Beförderung der Waaren kann freilich bei dieser Methode nicht die Rede sein.

Wie willkommen nun aber auch Stanley die oben erwähnten europäischen Waaren, die galvanisirten eisernen Löffel, die Birminghamer Messer und die fabricirten Zeuge als Vorposten der Civilisation waren, so dienten alle diese schönen Dinge zunächst doch nur dazu, seine Lage bedeutend zu verschlechtern, denn je mehr die Eingebornen schon mit den gleichen Producten der Cultur versehen waren, desto mehr wurden die Schätze, welche Stanley selbst noch mit sich führte, entwerthet, so daß die Expedition bald außer Stande war, sich in genügendem Maße Lebensmittel zu kaufen. Für eine Ente z. B. sollten 4 Ellen Leinwand bezahlt werden. Diese hohen Lebensmittel-

Livingstonefälle, und aus dem Umstande, daß er nur noch etwa 400 Kilometer von der Küste entfernt war, und der Strom doch noch eine Höhe von 349 Meter über dem Meere zeigte, konnte unser vielgeprüfter Reisender darauf schließen, welche neuen Anstrengungen seiner vor der Ankunft am Ziele harrten. Wie im Menschenleben selbst oft gerade die letzten Jahre die schwersten sind und uns die größten Prüfungen auferlegen, so erging es auch dem Helden unserer Erzählung auf den letzten Etappen seines an Drangsalen überreichen Zuges durch den schwarzen Welttheil, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre die ganze Expedition, so nahe beim heißersehnten Ziele, todesmatt zusammengebrochen!

XVI.

Am 16. März brach die Stanley'sche Expedition von ihrem Lager oberhalb der Livingstonefälle auf, um mit der größten Vorsicht dem Laufe des Congo auf dem rechten Ufer zu folgen. Ueber die ersten Stromschnellen wurden die Boote mittelst Seilen glücklich hinweggebracht. Aber immer wilder und wüthender ward jetzt der Riesenstrom. Mit einer Geschwindigkeit von 13 Meter in der Secunde jagte derselbe brausend durch den tiefen gähnenden Schlund, es war, wie wenn ein Orcan auf einem schmalen Wasserstreifen wüthen würde. Thurmhoch schäumten die Wassermassen auf, als sie in dem engen Bette von Mulde zu Mulde stürzten, und der Lärm war so entsetzlich, wie wenn ein Schnellzug durch einen Tunnel rasselt. Wieder mussten die Boote auf dem Ufer nachgezogen werden, was natürlich viel Zeit und Arbeit kostete, und kaum hatte man endlich am 23. März glücklich die drei ersten, von den Eingebornen, „Kind, Mutter und Vater“ benannten Cataracte passirt, so nahm der Strom in Gestalt eines Kessels abermals eine sehr bösartige Form an. Canoes wurden von den Kabeln losgerissen und konnten nur zum Theil gerettet werden, die Leute glitten auf dem schlüpfrigen Trappfelsen aus, Stanley selbst that einen schweren Fall, und am 28. März wurde eines der Canoes sammt seinen Insaßen vom Strome verschlungen. Einem ähnlichen Geschick entging ein paar Wochen später die „Lady Alice“ nur mit knapper Noth. Eben näherte sich dieses Boot den Stromschnellen,

als die Kabel, welche dasselbe festhielten, infolge der starken Strömung den Händen der Leute am Ufer entglitten, und das Fahrzeug pfeilschnell der Mitte des wild tobenden Stromes zutrieb. Stanley selbst stand auf dem Bug, und konnte nur mit der Hand dem Bootführer Winke geben, denn in den Donnern der Wogen ging jede menschliche Stimme verloren. Mit entsetzlicher Schnelligkeit flog das Boot den Strom hinab, schon gab sich die Mannschaft verloren, als sie bis zum Gipfel eines gewaltigen Wasserwalles hinaufgetrieben wurde: da ward es ihr möglich, einen ruhigen Augenblick zu benützen, um mit Aufbietung aller Kräfte an's Ufer zu kommen. Die „Lady Alice" selbst hatte auf diesem Wege die Strecke von 5 Kilometer in 15 Minuten durchjagt; um aber die Canoes sicher hinabzubringen, bedurfte es vier Tage angestrengter Arbeit, die trotz aller Vorsicht nicht ohne Unglücksfälle abliefen. Bis zum 2. April, also innerhalb 37 Tagen, hatte die Expedition nur 63 Kilometer zurückgelegt.

Einige Tage später kam schon wieder ein Wasserfall, und zwar von solcher Größe, daß nichts anderes übrig blieb, als die Fahrzeuge über den Berg hinwegzuschaffen, bei welcher mühsamen Arbeit die Eingebornen behilflich waren. In der Menge von europäischen Handelsartikeln, welche Stanley hier vorfand, kündigte sich bereits die große Nähe der Westküste an, von der aus die europäischen Waaren, von Marktplatz zu Marktplatz, auf dem Wege des Tauschhandels allmählig stromaufwärts bis Uputo unter dem 21. Grad ö. L. gelangen. Von einer raschen Beförderung der Waaren kann freilich bei dieser Methode nicht die Rede sein.

Wie willkommen nun aber auch Stanley die oben erwähnten europäischen Waaren, die galvanisirten eisernen Löffel, die Birminghamer Messer und die fabricirten Zeuge als Vorposten der Civilisation waren, so dienten alle diese schönen Dinge zunächst doch nur dazu, seine Lage bedeutend zu verschlechtern, denn je mehr die Eingebornen schon mit den gleichen Producten der Cultur versehen waren, desto mehr wurden die Schätze, welche Stanley selbst noch mit sich führte, entwerthet, so daß die Expedition bald außer Stande war, sich in genügendem Maße Lebensmittel zu kaufen. Für eine Ente z. B. sollten 4 Ellen Leinwand bezahlt werden. Diese hohen Lebensmittel-

Livingstonefälle, und aus dem Umstande, daß er nur noch etwa 400 Kilometer von der Küste entfernt war, und der Strom doch noch eine Höhe von 349 Meter über dem Meere zeigte, konnte unser vielgeprüfter Reisender darauf schließen, welche neuen Anstrengungen seiner vor der Ankunft am Ziele harrten. Wie im Menschenleben selbst oft gerade die letzten Jahre die schwersten sind und uns die größten Prüfungen auferlegen, so erging es auch dem Helden unserer Erzählung auf den letzten Etappen seines an Drangsalen überreichen Zuges durch den schwarzen Welttheil, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre die ganze Expedition, so nahe beim heißersehnten Ziele, todesmatt zusammengebrochen!

XVI.

Am 16. März brach die Stanley'sche Expedition von ihrem Lager oberhalb der Livingstonefälle auf, um mit der größten Vorsicht dem Laufe des Congo auf dem rechten Ufer zu folgen. Ueber die ersten Stromschnellen wurden die Boote mittelst Seilen glücklich hinweggebracht. Aber immer wilder und wüthender ward jetzt der Riesenstrom. Mit einer Geschwindigkeit von 13 Meter in der Secunde jagte derselbe brausend durch den tiefen gähnenden Schlund, es war, wie wenn ein Orcan auf einem schmalen Wasserstreifen wüthen würde. Thurmhoch schäumten die Wassermassen auf, als sie in dem engen Bette von Mulde zu Mulde stürzten, und der Lärm war so entsetzlich, wie wenn ein Schnellzug durch einen Tunnel rasselt. Wieder mussten die Boote auf dem Ufer nachgezogen werden, was natürlich viel Zeit und Arbeit kostete, und kaum hatte man endlich am 23. März glücklich die drei ersten, von den Eingebornen, „Kind, Mutter und Vater" benannten Cataracte passirt, so nahm der Strom in Gestalt eines Kessels abermals eine sehr bösartige Form an. Canoes wurden von den Kabeln losgerissen und konnten nur zum Theil gerettet werden, die Leute glitten auf dem schlüpfrigen Trappfelsen aus, Stanley selbst that einen schweren Fall, und am 28. März wurde eines der Canoes sammt seinen Insaßen vom Strome verschlungen. Einem ähnlichen Geschick entging ein paar Wochen später die „Lady Alice" nur mit knapper Noth. Eben näherte sich dieses Boot den Stromschnellen,

als die Kabel, welche dasselbe festhielten, infolge der starken Strömung den Händen der Leute am Ufer entglitten, und das Fahrzeug pfeilschnell der Mitte des wild tobenden Stromes zutrieb. Stanley selbst stand auf dem Bug, und konnte nur mit der Hand dem Bootführer Winke geben, denn in den Donnern der Wogen ging jede menschliche Stimme verloren. Mit entsetzlicher Schnelligkeit flog das Boot den Strom hinab, schon gab sich die Mannschaft verloren, als sie bis zum Gipfel eines gewaltigen Wasserwalles hinaufgetrieben wurde: da ward es ihr möglich, einen ruhigen Augenblick zu benützen, um mit Aufbietung aller Kräfte an's Ufer zu kommen. Die „Lady Alice" selbst hatte auf diesem Wege die Strecke von 5 Kilometer in 15 Minuten durchjagt; um aber die Canoes sicher hinabzubringen, bedurfte es vier Tage angestrengter Arbeit, die trotz aller Vorsicht nicht ohne Unglücksfälle abliefen. Bis zum 2. April, also innerhalb 37 Tagen, hatte die Expedition nur 63 Kilometer zurückgelegt.

Einige Tage später kam schon wieder ein Wasserfall, und zwar von solcher Größe, daß nichts anderes übrig blieb, als die Fahrzeuge über den Berg hinwegzuschaffen, bei welcher mühsamen Arbeit die Eingebornen behilflich waren. In der Menge von europäischen Handelsartikeln, welche Stanley hier vorfand, kündigte sich bereits die große Nähe der Westküste an, von der aus die europäischen Waaren, von Marktplatz zu Marktplatz, auf dem Wege des Tauschhandels allmählig stromaufwärts bis Uputo unter dem 21. Grad ö. L. gelangen. Von einer raschen Beförderung der Waaren kann freilich bei dieser Methode nicht die Rede sein.

Wie willkommen nun aber auch Stanley die oben erwähnten europäischen Waaren, die galvanisirten eisernen Löffel, die Birminghamer Messer und die fabricirten Zeuge als Vorposten der Civilisation waren, so dienten alle diese schönen Dinge zunächst doch nur dazu, seine Lage bedeutend zu verschlechtern, denn je mehr die Eingebornen schon mit den gleichen Producten der Cultur versehen waren, desto mehr wurden die Schätze, welche Stanley selbst noch mit sich führte, entwerthet, so daß die Expedition bald außer Stande war, sich in genügendem Maße Lebensmittel zu kaufen. Für eine Ente z. B. sollten 4 Ellen Leinwand bezahlt werden. Diese hohen Lebensmittel-

Livingstonefälle, und aus dem Umstande, daß er nur noch etwa 400 Kilometer von der Küste entfernt war, und der Strom doch noch eine Höhe von 349 Meter über dem Meere zeigte, konnte unser vielgeprüfter Reisender darauf schließen, welche neuen Anstrengungen seiner vor der Ankunft am Ziele harrten. Wie im Menschenleben selbst oft gerade die letzten Jahre die schwersten sind und uns die größten Prüfungen auferlegen, so erging es auch dem Helden unserer Erzählung auf den letzten Etappen seines an Drangsalen überreichen Zuges durch den schwarzen Welttheil, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre die ganze Expedition, so nahe beim heißersehnten Ziele, todesmatt zusammengebrochen!

XVI.

Am 16. März brach die Stanley'sche Expedition von ihrem Lager oberhalb der Livingstonefälle auf, um mit der größten Vorsicht dem Laufe des Congo auf dem rechten Ufer zu folgen. Ueber die ersten Stromschnellen wurden die Boote mittelst Seilen glücklich hinweggebracht. Aber immer wilder und wüthender ward jetzt der Riesenstrom. Mit einer Geschwindigkeit von 13 Meter in der Secunde jagte derselbe brausend durch den tiefen gähnenden Schlund, es war, wie wenn ein Orcan auf einem schmalen Wasserstreifen wüthen würde. Thurmhoch schäumten die Wassermassen auf, als sie in dem engen Bette von Mulde zu Mulde stürzten, und der Lärm war so entsetzlich, wie wenn ein Schnellzug durch einen Tunnel rasselt. Wieder mussten die Boote auf dem Ufer nachgezogen werden, was natürlich viel Zeit und Arbeit kostete, und kaum hatte man endlich am 23. März glücklich die drei ersten, von den Eingebornen, „Kind, Mutter und Vater" benannten Cataracte passirt, so nahm der Strom in Gestalt eines Kessels abermals eine sehr bösartige Form an. Canoes wurden von den Kabeln losgerissen und konnten nur zum Theil gerettet werden, die Leute glitten auf dem schlüpfrigen Trappfelsen aus, Stanley selbst that einen schweren Fall, und am 28. März wurde eines der Canoes sammt seinen Insaßen vom Strome verschlungen. Einem ähnlichen Geschick entging ein paar Wochen später die „Lady Alice" nur mit knapper Noth. Eben näherte sich dieses Boot den Stromschnellen,

als die Kabel, welche dasselbe festhielten, infolge der starken Strömung den Händen der Leute am Ufer entglitten, und das Fahrzeug pfeilschnell der Mitte des wild tobenden Stromes zutrieb. Stanley selbst stand auf dem Bug, und konnte nur mit der Hand dem Bootführer Winke geben, denn in den Donnern der Wogen ging jede menschliche Stimme verloren. Mit entsetzlicher Schnelligkeit flog das Boot den Strom hinab, schon gab sich die Mannschaft verloren, als sie bis zum Gipfel eines gewaltigen Wasserwalles hinaufgetrieben wurde: da ward es ihr möglich, einen ruhigen Augenblick zu benützen, um mit Aufbietung aller Kräfte an's Ufer zu kommen. Die „Lady Alice" selbst hatte auf diesem Wege die Strecke von 5 Kilometer in 15 Minuten durchjagt; um aber die Canoes sicher hinabzubringen, bedurfte es vier Tage angestrengter Arbeit, die trotz aller Vorsicht nicht ohne Unglücksfälle abliefen. Bis zum 2. April, also innerhalb 37 Tagen, hatte die Expedition nur 63 Kilometer zurückgelegt.

Einige Tage später kam schon wieder ein Wasserfall, und zwar von solcher Größe, daß nichts anderes übrig blieb, als die Fahrzeuge über den Berg hinwegzuschaffen, bei welcher mühsamen Arbeit die Eingebornen behilflich waren. In der Menge von europäischen Handelsartikeln, welche Stanley hier vorfand, kündigte sich bereits die große Nähe der Westküste an, von der aus die europäischen Waaren, von Marktplatz zu Marktplatz, auf dem Wege des Tauschhandels allmählig stromaufwärts bis Uputo unter dem 21. Grad ö. L. gelangen. Von einer raschen Beförderung der Waaren kann freilich bei dieser Methode nicht die Rede sein.

Wie willkommen nun aber auch Stanley die oben erwähnten europäischen Waaren, die galvanisirten eisernen Löffel, die Birminghamer Messer und die fabricirten Zeuge als Vorposten der Civilisation waren, so dienten alle diese schönen Dinge zunächst doch nur dazu, seine Lage bedeutend zu verschlechtern, denn je mehr die Eingebornen schon mit den gleichen Producten der Cultur versehen waren, desto mehr wurden die Schätze, welche Stanley selbst noch mit sich führte, entwerthet, so daß die Expedition bald außer Stande war, sich in genügendem Maße Lebensmittel zu kaufen. Für eine Ente z. B. sollten 4 Ellen Leinwand bezahlt werden. Diese hohen Lebensmittel-

Livingstonefälle, und aus dem Umstande, daß er nur noch etwa 400 Kilometer von der Küste entfernt war, und der Strom doch noch eine Höhe von 349 Meter über dem Meere zeigte, konnte unser vielgeprüfter Reisender darauf schließen, welche neuen Anstrengungen seiner vor der Ankunft am Ziele harrten. Wie im Menschenleben selbst oft gerade die letzten Jahre die schwersten sind und uns die größten Prüfungen auferlegen, so erging es auch dem Helden unserer Erzählung auf den letzten Etappen seines an Drangsalen überreichen Zuges durch den schwarzen Welttheil, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre die ganze Expedition, so nahe beim heißersehnten Ziele, todesmatt zusammengebrochen!

XVI.

Am 16. März brach die Stanley'sche Expedition von ihrem Lager oberhalb der Livingstonefälle auf, um mit der größten Vorsicht dem Laufe des Congo auf dem rechten Ufer zu folgen. Ueber die ersten Stromschnellen wurden die Boote mittelst Seilen glücklich hinweggebracht. Aber immer wilder und wüthender ward jetzt der Riesenstrom. Mit einer Geschwindigkeit von 13 Meter in der Secunde jagte derselbe brausend durch den tiefen gähnenden Schlund, es war, wie wenn ein Orcan auf einem schmalen Wasserstreifen wüthen würde. Thurmhoch schäumten die Wassermassen auf, als sie in dem engen Bette von Mulde zu Mulde stürzten, und der Lärm war so entsetzlich, wie wenn ein Schnellzug durch einen Tunnel rasselt. Wieder mussten die Boote auf dem Ufer nachgezogen werden, was natürlich viel Zeit und Arbeit kostete, und kaum hatte man endlich am 23. März glücklich die drei ersten, von den Eingebornen, „Kind, Mutter und Vater“ benannten Cataracte passirt, so nahm der Strom in Gestalt eines Kessels abermals eine sehr bösartige Form an. Canoes wurden von den Kabeln losgerissen und konnten nur zum Theil gerettet werden, die Leute glitten auf dem schlüpfrigen Trappfelsen aus, Stanley selbst that einen schweren Fall, und am 28. März wurde eines der Canoes sammt seinen Insaßen vom Strome verschlungen. Einem ähnlichen Geschick entging ein paar Wochen später die „Lady Alice“ nur mit knapper Noth. Eben näherte sich dieses Boot den Stromschnellen,

als die Kabel, welche dasselbe festhielten, infolge der starken Strömung den Händen der Leute am Ufer entglitten, und das Fahrzeug pfeilschnell der Mitte des wild tobenden Stromes zutrieb. Stanley selbst stand auf dem Bug, und konnte nur mit der Hand dem Bootführer Winke geben, denn in den Donnern der Wogen ging jede menschliche Stimme verloren. Mit entsetzlicher Schnelligkeit flog das Boot den Strom hinab, schon gab sich die Mannschaft verloren, als sie bis zum Gipfel eines gewaltigen Wasserwalles hinaufgetrieben wurde: da ward es ihr möglich, einen ruhigen Augenblick zu benützen, um mit Aufbietung aller Kräfte an's Ufer zu kommen. Die „Lady Alice" selbst hatte auf diesem Wege die Strecke von 5 Kilometer in 15 Minuten durchjagt; um aber die Canoes sicher hinabzubringen, bedurfte es vier Tage angestrengter Arbeit, die trotz aller Vorsicht nicht ohne Unglücksfälle abliefen. Bis zum 2. April, also innerhalb 37 Tagen, hatte die Expedition nur 63 Kilometer zurückgelegt.

Einige Tage später kam schon wieder ein Wasserfall, und zwar von solcher Größe, daß nichts anderes übrig blieb, als die Fahrzeuge über den Berg hinwegzuschaffen, bei welcher mühsamen Arbeit die Eingebornen behilflich waren. In der Menge von europäischen Handelsartikeln, welche Stanley hier vorfand, kündigte sich bereits die große Nähe der Westküste an, von der aus die europäischen Waaren, von Marktplatz zu Marktplatz, auf dem Wege des Tauschhandels allmählig stromaufwärts bis Uputo unter dem 21. Grad ö. L. gelangen. Von einer raschen Beförderung der Waaren kann freilich bei dieser Methode nicht die Rede sein.

Wie willkommen nun aber auch Stanley die oben erwähnten europäischen Waaren, die galvanisirten eisernen Löffel, die Birminghamer Messer und die fabricirten Zeuge als Vorposten der Civilisation waren, so dienten alle diese schönen Dinge zunächst doch nur dazu, seine Lage bedeutend zu verschlechtern, denn je mehr die Eingebornen schon mit den gleichen Producten der Cultur versehen waren, desto mehr wurden die Schätze, welche Stanley selbst noch mit sich führte, entwerthet, so daß die Expedition bald außer Stande war, sich in genügendem Maße Lebensmittel zu kaufen. Für eine Ente z. B. sollten 4 Ellen Leinwand bezahlt werden. Diese hohen Lebensmittel-

Livingstonefälle, und aus dem Umstande, daß er nur noch etwa 400 Kilometer von der Küste entfernt war, und der Strom doch noch eine Höhe von 349 Meter über dem Meere zeigte, konnte unser vielgeprüfter Reisender darauf schließen, welche neuen Anstrengungen seiner vor der Ankunft am Ziele harrten. Wie im Menschenleben selbst oft gerade die letzten Jahre die schwersten sind und uns die größten Prüfungen auferlegen, so erging es auch dem Helden unserer Erzählung auf den letzten Etappen seines an Drangsalen überreichen Zuges durch den schwarzen Welttheil, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre die ganze Expedition, so nahe beim heißersehnten Ziele, todesmatt zusammengebrochen!

XVI.

Am 16. März brach die Stanley'sche Expedition von ihrem Lager oberhalb der Livingstonefälle auf, um mit der größten Vorsicht dem Laufe des Congo auf dem rechten Ufer zu folgen. Ueber die ersten Stromschnellen wurden die Boote mittelst Seilen glücklich hinweggebracht. Aber immer wilder und wüthender ward jetzt der Riesenstrom. Mit einer Geschwindigkeit von 13 Meter in der Secunde jagte derselbe brausend durch den tiefen gähnenden Schlund, es war, wie wenn ein Orcan auf einem schmalen Wasserstreifen wüthen würde. Thurmhoch schäumten die Wassermassen auf, als sie in dem engen Bette von Mulde zu Mulde stürzten, und der Lärm war so entsetzlich, wie wenn ein Schnellzug durch einen Tunnel rasselt. Wieder mussten die Boote auf dem Ufer nachgezogen werden, was natürlich viel Zeit und Arbeit kostete, und kaum hatte man endlich am 23. März glücklich die drei ersten, von den Eingebornen „Kind, Mutter und Vater“ benannten Cataracte passirt, so nahm der Strom in Gestalt eines Kessels abermals eine sehr bösartige Form an. Canoes wurden von den Kabeln losgerissen und konnten nur zum Theil gerettet werden, die Leute glitten auf dem schlüpfrigen Trappfelsen aus, Stanley selbst that einen schweren Fall, und am 28. März wurde eines der Canoes sammt seinen Insaßen vom Strome verschlungen. Einem ähnlichen Geschick entging ein paar Wochen später die „Lady Alice“ nur mit knapper Noth. Eben näherte sich dieses Boot den Stromschnellen,

als die Kabel, welche dasselbe festhielten, infolge der starken Strömung den Händen der Leute am Ufer entglitten, und das Fahrzeug pfeilschnell der Mitte des wild tobenden Stromes zutrieb. Stanley selbst stand auf dem Bug, und konnte nur mit der Hand dem Bootführer Winke geben, denn in den Donnern der Wogen ging jede menschliche Stimme verloren. Mit entsetzlicher Schnelligkeit flog das Boot den Strom hinab, schon gab sich die Mannschaft verloren, als sie bis zum Gipfel eines gewaltigen Wasserwalles hinaufgetrieben wurde: da ward es ihr möglich, einen ruhigen Augenblick zu benützen, um mit Aufbietung aller Kräfte an's Ufer zu kommen. Die „Lady Alice" selbst hatte auf diesem Wege die Strecke von 5 Kilometer in 15 Minuten durchjagt; um aber die Canoes sicher hinabzubringen, bedurfte es vier Tage angestrengter Arbeit, die trotz aller Vorsicht nicht ohne Unglücksfälle abliefen. Bis zum 2. April, also innerhalb 37 Tagen, hatte die Expedition nur 63 Kilometer zurückgelegt.

Einige Tage später kam schon wieder ein Wasserfall, und zwar von solcher Größe, daß nichts anderes übrig blieb, als die Fahrzeuge über den Berg hinwegzuschaffen, bei welcher mühsamen Arbeit die Eingebornen behilflich waren. In der Menge von europäischen Handelsartikeln, welche Stanley hier vorfand, kündigte sich bereits die große Nähe der Westküste an, von der aus die europäischen Waaren, von Marktplatz zu Marktplatz, auf dem Wege des Tauschhandels allmählig stromaufwärts bis Uputo unter dem 21. Grad ö. L. gelangen. Von einer raschen Beförderung der Waaren kann freilich bei dieser Methode nicht die Rede sein.

Wie willkommen nun aber auch Stanley die oben erwähnten europäischen Waaren, die galvanisirten eisernen Löffel, die Birminghamer Messer und die fabricirten Zeuge als Vorposten der Civilisation waren, so dienten alle diese schönen Dinge zunächst doch nur dazu, seine Lage bedeutend zu verschlechtern, denn je mehr die Eingebornen schon mit den gleichen Producten der Cultur versehen waren, desto mehr wurden die Schätze, welche Stanley selbst noch mit sich führte, entwerthet, so daß die Expedition bald außer Stande war, sich in genügendem Maße Lebensmittel zu kaufen. Für eine Ente z. B. sollten 4 Ellen Leinwand bezahlt werden. Diese hohen Lebensmittel-



[illegible]

[illegible] [[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ... [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] Sonnenmitte

Livingstonefälle, und aus dem Umstande, daß er nur noch etwa 400 Kilometer von der Küste entfernt war, und der Strom doch noch eine Höhe von 349 Meter über dem Meere zeigte, konnte unser vielgeprüfter Reisender darauf schließen, welche neuen Anstrengungen seiner vor der Ankunft am Ziele harrten. Wie im Menschenleben selbst oft gerade die letzten Jahre die schwersten sind und uns die größten Prüfungen auferlegen, so erging es auch dem Helden unserer Erzählung auf den letzten Etappen seines an Drangsalen überreichen Zuges durch den schwarzen Welttheil, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre die ganze Expedition, so nahe beim heißersehnten Ziele, todesmatt zusammengebrochen!

XVI.

Am 16. März brach die Stanley'sche Expedition von ihrem Lager oberhalb der Livingstonefälle auf, um mit der größten Vorsicht dem Laufe des Congo auf dem rechten Ufer zu folgen. Ueber die ersten Stromschnellen wurden die Boote mittelst Seilen glücklich hinweggebracht. Aber immer wilder und wüthender ward jetzt der Riesenstrom. Mit einer Geschwindigkeit von 13 Meter in der Secunde jagte derselbe brausend durch den tiefen gähnenden Schlund, es war, wie wenn ein Orcan auf einem schmalen Wasserstreifen wüthen würde. Thurmhoch schäumten die Wassermassen auf, als sie in dem engen Bette von Mulde zu Mulde stürzten, und der Lärm war so entsetzlich, wie wenn ein Schnellzug durch einen Tunnel rasselt. Wieder mussten die Boote auf dem Ufer nachgezogen werden, was natürlich viel Zeit und Arbeit kostete, und kaum hatte man endlich am 23. März glücklich die drei ersten, von den Eingebornen, „Kind, Mutter und Vater" benannten Cataracte passirt, so nahm der Strom in Gestalt eines Kessels abermals eine sehr bösartige Form an. Canoes wurden von den Kabeln losgerissen und konnten nur zum Theil gerettet werden, die Leute glitten auf dem schlüpfrigen Trappfelsen aus, Stanley selbst that einen schweren Fall, und am 28. März wurde eines der Canoes sammt seinen Insaßen vom Strome verschlungen. Einem ähnlichen Geschick entging ein paar Wochen später die „Lady Alice" nur mit knapper Noth. Eben näherte sich dieses Boot den Stromschnellen,

als die Kabel, welche dasselbe festhielten, infolge der starken Strömung den Händen der Leute am Ufer entglitten, und das Fahrzeug pfeilschnell der Mitte des wild tobenden Stromes zutrieb. Stanley selbst stand auf dem Bug, und konnte nur mit der Hand dem Bootführer Winke geben, denn in den Donnern der Wogen ging jede menschliche Stimme verloren. Mit entsetzlicher Schnelligkeit flog das Boot den Strom hinab, schon gab sich die Mannschaft verloren, als sie bis zum Gipfel eines gewaltigen Wasserwalles hinaufgetrieben wurde: da ward es ihr möglich, einen ruhigen Augenblick zu benützen, um mit Aufbietung aller Kräfte an's Ufer zu kommen. Die „Lady Alice" selbst hatte auf diesem Wege die Strecke von 5 Kilometer in 15 Minuten durchjagt; um aber die Canoes sicher hinabzubringen, bedurfte es vier Tage angestrengter Arbeit, die trotz aller Vorsicht nicht ohne Unglücksfälle abliefen. Bis zum 2. April, also innerhalb 37 Tagen, hatte die Expedition nur 63 Kilometer zurückgelegt.

Einige Tage später kam schon wieder ein Wasserfall, und zwar von solcher Größe, daß nichts anderes übrig blieb, als die Fahrzeuge über den Berg hinwegzuschaffen, bei welcher mühsamen Arbeit die Eingebornen behilflich waren. In der Menge von europäischen Handelsartikeln, welche Stanley hier vorfand, kündigte sich bereits die große Nähe der Westküste an, von der aus die europäischen Waaren, von Marktplatz zu Marktplatz, auf dem Wege des Tauschhandels allmählig stromaufwärts bis Uputo unter dem 21. Grad ö. L. gelangen. Von einer raschen Beförderung der Waaren kann freilich bei dieser Methode nicht die Rede sein.

Wie willkommen nun aber auch Stanley die oben erwähnten europäischen Waaren, die galvanisirten eisernen Löffel, die Birminghamer Messer und die fabricirten Zeuge als Vorposten der Civilisation waren, so dienten alle diese schönen Dinge zunächst doch nur dazu, seine Lage bedeutend zu verschlechtern, denn je mehr die Eingebornen schon mit den gleichen Producten der Cultur versehen waren, desto mehr wurden die Schätze, welche Stanley selbst noch mit sich führte, entwerthet, so daß die Expedition bald außer Stande war, sich in genügendem Maße Lebensmittel zu kaufen. Für eine Ente z. B. sollten 4 Ellen Leinwand bezahlt werden. Diese hohen Lebensmittel-

Livingstonefälle, und aus dem Umstande, daß er nur noch etwa 400 Kilometer von der Küste entfernt war, und der Strom doch noch eine Höhe von 349 Meter über dem Meere zeigte, konnte unser vielgeprüfter Reisender darauf schließen, welche neuen Anstrengungen seiner vor der Ankunft am Ziele harrten. Wie im Menschenleben selbst oft gerade die letzten Jahre die schwersten sind und uns die größten Prüfungen auferlegen, so erging es auch dem Helden unserer Erzählung auf den letzten Etappen seines an Drangsalen überreichen Zuges durch den schwarzen Welttheil, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre die ganze Expedition, so nahe beim heißersehnten Ziele, todesmatt zusammengebrochen!

XVI.

Am 16. März brach die Stanley'sche Expedition von ihrem Lager oberhalb der Livingstonefälle auf, um mit der größten Vorsicht dem Laufe des Congo auf dem rechten Ufer zu folgen. Ueber die ersten Stromschnellen wurden die Boote mittelst Seilen glücklich hinweggebracht. Aber immer wilder und wüthender ward jetzt der Riesenstrom. Mit einer Geschwindigkeit von 13 Meter in der Secunde jagte derselbe brausend durch den tiefen gähnenden Schlund, es war, wie wenn ein Orcan auf einem schmalen Wasserstreifen wüthen würde. Thurmhoch schäumten die Wassermassen auf, als sie in dem engen Bette von Mulde zu Mulde stürzten, und der Lärm war so entsetzlich, wie wenn ein Schnellzug durch einen Tunnel rasselt. Wieder mussten die Boote auf dem Ufer nachgezogen werden, was natürlich viel Zeit und Arbeit kostete, und kaum hatte man endlich am 23. März glücklich die drei ersten, von den Eingebornen, „Kind, Mutter und Vater" benannten Cataracte passirt, so nahm der Strom in Gestalt eines Kessels abermals eine sehr bösartige Form an. Canoes wurden von den Kabeln losgerissen und konnten nur zum Theil gerettet werden, die Leute glitten auf dem schlüpfrigen Trappfelsen aus, Stanley selbst that einen schweren Fall, und am 28. März wurde eines der Canoes sammt seinen Insaßen vom Strome verschlungen. Einem ähnlichen Geschick entging ein paar Wochen später die „Lady Alice" nur mit knapper Noth. Eben näherte sich dieses Boot den Stromschnellen,

als die Kabel, welche dasselbe festhielten, infolge der starken Strömung den Händen der Leute am Ufer entglitten, und das Fahrzeug pfeilschnell der Mitte des wild tobenden Stromes zutrieb. Stanley selbst stand auf dem Bug, und konnte nur mit der Hand dem Bootführer Winke geben, denn in den Donnern der Wogen ging jede menschliche Stimme verloren. Mit entsetzlicher Schnelligkeit flog das Boot den Strom hinab, schon gab sich die Mannschaft verloren, als sie bis zum Gipfel eines gewaltigen Wasserwalles hinaufgetrieben wurde: da ward es ihr möglich, einen ruhigen Augenblick zu benützen, um mit Aufbietung aller Kräfte an's Ufer zu kommen. Die „Lady Alice“ selbst hatte auf diesem Wege die Strecke von 5 Kilometer in 15 Minuten durchjagt; um aber die Canoes sicher hinabzubringen, bedurfte es vier Tage angestrengter Arbeit, die trotz aller Vorsicht nicht ohne Unglücksfälle abliefen. Bis zum 2. April, also innerhalb 37 Tagen, hatte die Expedition nur 63 Kilometer zurückgelegt.

Einige Tage später kam schon wieder ein Wasserfall, und zwar von solcher Größe, daß nichts anderes übrig blieb, als die Fahrzeuge über den Berg hinwegzuschaffen, bei welcher mühsamen Arbeit die Eingebornen behilflich waren. In der Menge von europäischen Handelsartikeln, welche Stanley hier vorfand, kündigte sich bereits die große Nähe der Westküste an, von der aus die europäischen Waaren, von Marktplatz zu Marktplatz, auf dem Wege des Tauschhandels allmählig stromaufwärts bis Uputo unter dem 21. Grad ö. L. gelangen. Von einer raschen Beförderung der Waaren kann freilich bei dieser Methode nicht die Rede sein.

Wie willkommen nun aber auch Stanley die oben erwähnten europäischen Waaren, die galvanisirten eisernen Löffel, die Birminghamer Messer und die fabricirten Zeuge als Vorposten der Civilisation waren, so dienten alle diese schönen Dinge zunächst doch nur dazu, seine Lage bedeutend zu verschlechtern, denn je mehr die Eingebornen schon mit den gleichen Producten der Cultur versehen waren, desto mehr wurden die Schätze, welche Stanley selbst noch mit sich führte, entwerthet, so daß die Expedition bald außer Stande war, sich in genügendem Maße Lebensmittel zu kaufen. Für eine Ente z. B. sollten 4 Ellen Leinwand bezahlt werden. Diese hohen Lebensmittel-

Noch von Uganda aus hatte Stanley an die Missionsgesellschaften seiner Heimat einen Brief gerichtet, in welchem er dieselben dringend bat, in der Residenzstadt Mtesa's eine Missionsstation zu gründen. Dieser Brief gelangte jedoch erst sehr spät an seine Adresse. Stanley hatte denselben nämlich dem französischen Entdeckungsreisenden Lieutenant Linant de Bellefonds mitgegeben, mit welchem er am Hofe Mtesa's zusammengetroffen war. Aber dieser edle Protestant wurde ein paar Monate später, am 26. August 1875, auf seiner Rückreise nach Aegypten am obern Nil von den Baris meuchlings überfallen und sammt seinem aus 36 Mann bestehenden militärischen Gefolge ermordet. Erst auf großen Umwegen gelangte der mit Blutspuren bedeckte Brief, den die Soldaten Gordon Pascha's nebst anderen Habseligkeiten des Ermordeten später aufgefunden hatten, nach England. Hier machten die Mittheilungen Stanley's großen Eindruck, und die „Church Missionary Society“ beschloß sofort, den Wunsch Stanley's zu erfüllen, und in Uganda eine Missions- und Handelsstation zu gründen.

Für ideale Zwecke pflegen bekanntlich die Engländer keine Opfer zu scheuen, und es konnte deshalb dieses Unternehmen sehr rasch in's Leben gerufen werden. Die Mitglieder der Expedition bestanden aus dem ordinirten Missionar Wilson, den Laienmissionaren O'Neill und Clark, dem Missionsarzt Dr. Smith, dem Ingenieur Mackay und dem Steuermann Harry Hartnell; die Leitung des Ganzen ward dem Lieutenant Smith anvertraut. Schon im Juli 1876 traf die Expedition in Zanzibar ein, woselbst gegen 500 eingeborne Träger, Handwerker u. s. w. angeworben wurden. Am 14. Juli begann der Aufbruch von Bagamoyo, und am 29. Januar 1877 erreichte die Vorhut unter Wilson und O'Neill bei Kagehyi, da, wo früher Stanley's Lager gestanden hatte, den Victoria Nyanzasee. Langsam folgten die übrigen Mitglieder nach. Die Strapazen der Reise hatten dieselben so hart mitgenommen, daß schon am 11. Mai 1877 der zum Skelett abgemagerte Dr. John Smith starb. Der talentvolle junge Gelehrte fand seine Ruhestätte neben Frederik Barker, dem Begleiter Stanley's, der zwei Jahre früher ebenfalls in Kagehyi ferne von der Heimat in's Grab gesenkt worden war. O'Neill fügte inzwischen die Sec-

timmen des kleinen Dampfers „Daisy", den man aus England mit herübergeschleppt hatte, zusammen, und am 15. Juni 1877 wagte sich dieser Dampfer, der erste, den der Victoria Nyanza je getragen, auf den See hinaus.

Noch aus Kagehyi sandte Lieutenant Smith einen Boten an den König Mtesa und erhielt als Antwort einen vom 10. April 1877 datirten Brief, in welchem der König „seine lieben Freunde, die Weißmänner" bittet, doch recht schnell zu ihm zu kommen. Ueberdies sandte er einige seiner Leute als Wegweiser ab. Sofort brachen Lieutenant Smith und Missionar Wilson am 25. Juni in der „Daisy" auf. Bei der Insel Ukara erlebten sie ein wenig angenehmes Abenteuer. Das Rufen der Eingebornen, das sie für eine Freundschaftsbezeugung hielten, war nämlich ein Kriegsgeschrei, und es wäre sehr schlimm gegangen, wenn nicht eine plötzlich auftauchende Klippe die Missionare am Landen verhindert hätte. Nun kehrten sie zwar sofort um, aber im gleichen Augenblick fingen die am Ufer stehenden Schwarzen an, sie mit Steinwürfen und vergifteten Pfeilen anzugreifen. Lieutenant Smith erhielt eine schwere Verletzung an seinem linken Auge, dem einzigen, das er noch übrig hatte, nachdem er das rechte im Ashantee-krieg verloren, und Wilson wurde von einem jener vergifteten Pfeile getroffen, dessen Wirkung jedoch durch die sich sehr stark einstellende Blutung aufgehoben wurde. Nach dieser traurigen Erfahrung fuhren sie quer über den See stracks auf Uganda los und erreichten bald die Hauptstadt Rubaga. Am 2. Juli wurden sie vom König in seiner großen Staatshalle feierlich empfangen. Derselbe saß auf einem Stuhl und war in eine schwarze türkische Tunika und weiße, roth-geränderte Hosen, weiße Strümpfe, rothe Schuhe und ein rothes Fez gekleidet. Auch seine Würdenträger waren türkisch gekleidet. Als die Missionare erschienen, stieg er von seinem Sitz und reichte ihnen die Hand. Darauf wurden die Empfehlungsbriefe des Sultans von Zanzibar und der Missionsgesellschaft vorgelesen, und durch den Neger-jungen Dallington, welchen Stanley in Uganda zurückgelassen hatte, und von dem auch jener Brief des Königs geschrieben war, sofort in die landesübliche Sprache übersetzt. Bei der Stelle, wo der Name Christi genannt ward, ließ der König eine Freudensalve

abfeuern. Am Tage darauf fand eine zweite Zusammenkunft statt, in welcher der König den characteristischen Wunsch aussprach, die Missionare möchten Kanonen und Pulver für ihn machen, und ziemlich enttäuscht aussah, als sie erwiderten, dazu seien sie nicht gekommen. Doch ließ er sich zufrieden stellen und sagte später, woran ihm am meisten liege, sei, daß man ihn und sein Volk lesen und schreiben lehren möchte. Am Nachmittag desselben Tages ließ er die Missionare noch einmal zu sich kommen, aber allein, und erklärte ganz geheimnißvoll, er habe ihnen ein Wort zu sagen. Auf die Frage, was dies Wort sei, sagte er dann, er wünsche zu wissen, ob sie „das Buch", die Bibel, mitgebracht hätten, was natürlich bejaht wurde. Am 18. Juli hielt dann Missionar Wilson vor dem König und etwa 100 Häuptlingen einen Gottesdienst, an welchem diese alle mit gespannter Aufmerksamkeit theilnahmen.

Diesen ersten erfreulichen Nachrichten vom Victoria-Nyanzasee sollte leider eine Hiobsbotschaft auf dem Fuße nachfolgen. Am 7. August 1877 war Lieutenant Smith von Rubaga nach Kagehyi am Ostufer des See's zurückgekehrt, um die hier zurückgebliebenen Mitglieder der Expedition auf dem Missionsdampfer nach Uganda zu befördern. Auf dieser Fahrt geriethen jedoch O'Neil und Smith mit dem Häuptling der Ukerewe-Insel in Streit, und wurden von den aufgeregten Eingebornen erschlagen. Das war ein harter Schlag, doch ließ man in England den Muth nicht sinken. Ein ganzes Jahr lang harrte Missionar Wilson allein am Hofe Mtesa's aus, bis endlich Missionar Mackay zu ihm stieß, der, ohne Begleiter und Waffen, dem König von Ukerewe einen Besuch abgestattet hatte, und von demselben freundlich empfangen worden war. Mtesa selbst zeigte sich gegen diese Glaubensboten sehr freundlich, und ging in seinem Enthusiasmus für die neue Lehre so weit, daß er den Bewohnern von Uganda rasch entschlossen den Sclavenhandel und die Sonntagsarbeit verbot, und sogar über die Verwerflichkeit der Polygamie nachdachte.

Mtesa ahmte hiemit das von der Königin Ranawalo von Madagascar gegebene schöne Beispiel nach. Aber man konnte sich dieser königlichen Entschlüsse nur mit Zittern freuen, denn die tief eingewurzelten Satzungen des Heidenthums kann selbst ein so energischer

Despot wie Mtesa nicht von einem Tag auf den andern, wie durch einen Zauberschlag, in christliche Sitten umwandeln. Einzelne Personen lassen sich zuweilen in kurzer Frist für den christlichen Glauben gewinnen; die Christianisirung eines ganzen Volkes dagegen wird immer nur die Frucht einer Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang fortgesetzten unermüdlichen Missionsarbeit sein. In den englischen Missionskreisen war man darum auch weit davon entfernt, sich allzu sanguinischen Erwartungen hinzugeben. Doch betrachtete man die vielversprechenden Anfänge als eine große Aufmunterung. Inzwischen hatten Wilson und Mackay von London aus Verstärkung erhalten. Es waren die Missionare Litchfield, Felkin und Pearson, welche dem Laufe des Nils folgend am 14. Februar 1879 in Rubaga eintrafen, und von Mtesa warm bewillkommt wurden. Besondere Freude machten dem Selbstherrscher von Uganda die von den Gästen mitgebrachten werthvollen Geschenke, bei deren Empfang er gegenüber den arabischen Kaufleuten spöttisch bemerkte, solche Sachen hätten sie ihm noch nie geschenkt! Alles schien jetzt im besten Gange zu sein, als unheildrohende Wetterwolken am Horizonte aufstiegen. Sonntag den 23. Mai 1879 nämlich tauchten in Uganda zum großen und schmerzlichen Erstaunen der evangelischen Missionare plötzlich zwei Jesuiten auf, der Pater Lourdel und der Laienbruder Amanz. Die Erfolge der protestantischen Missionare hatten die Eifersucht der römisch-katholischen Kirche erweckt, und nach alter trauriger Praxis machte man sich in Rom kein Bedenken daraus, die katholischen Sendboten mit Vorliebe gerade dahin zu senden, wo sich bereits blühende protestantische Missionen befanden. Nicht ein Bundesgenosse, sondern ein rücksichtsloser Nebenbuhler der evangelischen Mission in Africa sollen die Sendboten Rom's sein, und wir können uns des Eindrucks leider nicht erwehren, daß es der katholischen Propaganda in allererster Linie darum zu thun ist, den verhassten Protestanten eine rechte Niederlage zu bereiten. Ganz besonders deutlich zeigen dies die schmachvollen Umtriebe der Jesuiten in Uganda.

Es war diesen zwei Jesuiten, welche als Avantgarde der katholischen „Mission der Nyanza-Seen" so durchaus ungebeten am Hofe Mtesa's auftauchten, sehr wohl bekannt, daß die protestantischen

Missionare mit dem Pater Horner in Bagamoyo seiner Zeit eine Verabredung getroffen hatten, daß man sich gegenseitig keine Concurrenz machen wolle. Aber für Jesuitengewissen war dieses Versprechen nicht bindend, denn Pater Horner gehörte, wie Pater Lourdel auseinandersetzte, einem ganz anderen Orden an! Bald machte sich der Einfluß der beiden Eindringlinge in peinlicher Weise fühlbar. Mtesa, der eben erst noch gegen die evangelischen Missionare so freundlich gewesen war, kehrte jetzt wieder seine Despotennatur hervor. Zunächst wandte er alle Mittel an, um eine Verständigung zwischen den beiden rivalisirenden Missionen zu hintertreiben, denn der Gedanke, die eine Partei gegen die andere auszuspielen, und eben dadurch aus beiden Nutzen zu ziehen, schien ihm über die Maßen einzuleuchten. Als darum die protestantischen Missionare in edler Nächstenliebe die erkrankten katholischen Brüder besuchen wollten, verbot ihnen Mtesa das Betreten des Zeltes bei Todesstrafe. Es sollte noch schlimmer kommen. Vergeblich ersuchten die Engländer den König um Aufklärung über sein feindseliges Verhalten. Statt der erbetenen Antwort wurden sie von Mtesa mit wilden Schmähungen überhäuft, denn gerade in dem Augenblick, wo sie in Audienz empfangen werden sollten, hatte derselbe ein angeblich von dem englischen Consul in Zanzibar, Dr. Kirk, herrührendes Schreiben empfangen, welches versicherte, keiner der englischen Missionare in Uganda sei im Auftrag der Königin von England gekommen, und das von denselben mitgebrachte Empfehlungsschreiben des britischen Ministers des Auswärtigen, Salisbury, sei gefälscht.

Was Dr. Kirk dazu bewogen haben mag, in seinem arabisch abgefassten Briefe an den König Mtesa die protestantischen Missionare in Uganda als Fälscher und Betrüger hinzustellen, ist bis zur Stunde noch nicht recht aufgeklärt. Thatsache dagegen ist, daß Lord Salisbury, der britische Minister des Aeußern, ihn sofort telegraphisch anwies, in einem Briefe an Mtesa den Sachverhalt richtig zu stellen. Wir können uns des Verdachtes nicht recht erwehren, daß dieser britische Würdenträger eine Politik auf eigene Faust trieb, die ihm sehr leicht seine Stelle kosten könnte. Empfahl er doch dem König Mtesa in dem gleichen Briefe ein englisches Handelshaus in Zanzibar, das

bereit sei, ihm Snidergewehre zu liefern, das Stück sammt 100 Patronen zu Fr. 75, und theilte mit, daß der Sultan von Zanzibar Mtesa gerne Instructionsofficiere übersenden werde. Außer dem Einfluß der Jesuiten und dem ersten überraschenden Eindruck, den der Brief von Dr. Kirk auf Mtesa machte, wirkte jedoch offenbar noch ein drittes Moment mit, um Mtesa gegen die protestantischen Missionare mißtrauisch zu machen. Es ist der glühende Haß der arabischen Kaufleute und Sclavenhändler und der Magnaten von Uganda gegen die christlichen Missionare. Mtesa ist schon seit geraumer Zeit krank, und die Großen seines Landes würden es gerne sehen, wenn er recht bald stürbe, da sie, so lange dieser Despot lebt, ihres Lebens nie auch nur einen Augenblick sicher sind. Daß darum Missionar Felklin Mtesa ärztlich behandelte, war diesen Höflingen durchaus nicht erwünscht. Dies ist jedoch nur einer der vielen Gründe, weshalb sie die Fremden fortwünschen. Die Hauptursache des Hasses ist und bleibt ihr tiefer Widerwille gegen das Evangelium, dessen beredte Verkündigung nicht bloß dem Sclavenhandel, sondern der ganzen übrigen wüsten Wirthschaft in Uganda die Axt an die Wurzel legt.

Inmitten all dieser verschiedenartigen Einflüsse schwankte der launische Despot haltlos hin und her wie ein Rohr im Winde. Anfangs März 1879 war sein Benehmen gegen die protestantischen Missionare ein so feindseliges geworden, daß dieselben etwas übereilt um die Erlaubniß baten, Uganda wieder verlassen zu dürfen. Die Erlaubniß zu diesem Schritte wurde erst ertheilt, dann Tags darauf widerrufen. Dagegen wurden ein paar Wochen später, am 9. April, die von Zanzibar her eingetroffenen evangelischen Missionare, Copplestone und Stokes, vom König gnädig in Audienz empfangen. Nicht minder launisch zeigte sich Mtesa gegenüber den Jesuiten. Auch sie machten sich gelegentlich mit dem Gedanken vertraut, Rubaga wieder zu verlassen, wurden dann aber durch neue Gunstbezeugungen wieder am Hoflager Mtesa's festgehalten. Am 20. April verließ Pater Amanz Rubaga, um auf dem Dampfer der Engländer, dessen sich die Leute Mtesa's gewaltsam bemächtigt hatten, die in Kagehyi zurückgebliebenen Jesuiten abzuholen.

Ein paar Monate später trafen in der That vier weitere Väter

Missionare mit dem Pater Horner in Bagamoyo seiner Zeit eine Verabredung getroffen hatten, daß man sich gegenseitig keine Concurrenz machen wolle. Aber für Jesuitengewissen war dieses Versprechen nicht bindend, denn Pater Horner gehörte, wie Pater Lourdel auseinandersetzte, einem ganz anderen Orden an! Bald machte sich der Einfluß der beiden Eindringlinge in peinlicher Weise fühlbar. Mtesa, der eben erst noch gegen die evangelischen Missionare so freundlich gewesen war, kehrte jetzt wieder seine Despotennatur hervor. Zunächst wandte er alle Mittel an, um eine Verständigung zwischen den beiden rivalisirenden Missionen zu hintertreiben, denn der Gedanke, die eine Partei gegen die andere auszuspielen, und eben dadurch aus beiden Nutzen zu ziehen, schien ihm über die Maßen einzuleuchten. Als darum die protestantischen Missionare in edler Nächstenliebe die erkrankten katholischen Brüder besuchen wollten, verbot ihnen Mtesa das Betreten des Zeltes bei Todesstrafe. Es sollte noch schlimmer kommen. Vergeblich ersuchten die Engländer den König um Aufklärung über sein feindseliges Verhalten. Statt der erbetenen Antwort wurden sie von Mtesa mit wilden Schmähungen überhäuft, denn gerade in dem Augenblick, wo sie in Audienz empfangen werden sollten, hatte derselbe ein angeblich von dem englischen Consul in Zanzibar, Dr. Kirk, herrührendes Schreiben empfangen, welches versicherte, keiner der englischen Missionare in Uganda sei im Auftr
der Königin von England gekommen, und das von denselben
gebrachte Empfehlungsschreiben des britischen Ministers des Au
Salisbury, sei gefälscht.

Was Dr. Kirk dazu bewogen haben mag, in
abgefassten Briefe an den König Mtesa die protest
in Uganda als Fälscher und Betrüger hinzustell
noch nicht recht aufgeklärt. Thatsache dageger
bury, der britische Minister des Aeußern, ihn sof
in einem Briefe an Mtesa den Sachverhalt
können uns des Verdachtes nicht recht erweh
Würdenträger eine Politik auf eigene Faust
seine Stelle kosten könnte. Empfahl er
dem gleichen Briefe ein englisches Hand

bereit sei, ihm Snidergewehre zu liefern, das Stück sammt 100 Patronen zu Fr. 75, und theilte mit, daß der Sultan von Zanzibar Mtesa gerne Instructionsofficiere übersenden werde. Außer dem Einfluß der Jesuiten und dem ersten überraschenden Eindruck, den der Brief von Dr. Kirk auf Mtesa machte, wirkte jedoch offenbar noch ein drittes Moment mit, um Mtesa gegen die protestantischen Missionare mißtrauisch zu machen. Es ist der glühende Haß der arabischen Kaufleute und Sclavenhändler und der Magnaten von Uganda gegen die christlichen Missionare. Mtesa ist schon seit geraumer Zeit krank, und die Großen seines Landes würden es gerne sehen, wenn er recht bald stürbe, da sie, so lange dieser Despot lebt, ihres Lebens nie auch nur einen Augenblick sicher sind. Daß darum Missionar Felklin Mtesa ärztlich behandelte, war diesen Höflingen durchaus nicht erwünscht. Dies ist jedoch nur einer der vielen Gründe, weshalb sie die Fremden fortwünschen. Die Hauptursache des Hasses ist und bleibt ihr tiefer Widerwille gegen das Evangelium, dessen beredte Verkündigung nicht bloß dem Sclavenhandel, sondern der ganzen übrigen wüsten Wirthschaft in Uganda die Axt an die Wurzel legt.

Inm[illegible] dieser verschiedenartigen Einflüsse schwankte der launische Despot [illegible] wie ein Rohr im Winde. Anfangs März [illegible]men gegen die protestantischen Missionare [illegible] daß dieselben etwas übereilt um die [illegible]eder verlassen zu dürfen. Die Erlaub[illegible]e erst ertheilt, dann Tags darauf wider[illegible]n paar Wochen später, am 9. April, die [illegible]fenen evangelischen Missionare, Copplestone [illegible]nädig in Audienz empfangen. Nicht minder [illegible] gegenüber den Jesuiten. Auch sie machten [illegible] Gedanken vertraut, Rubaga wieder zu ver[illegible]er durch neue Gunstbezeugungen wieder am [illegible]alten. Am 20. April verließ Pater Amanz [illegible]ampfer der Engländer, dessen sich die Leute [illegible]chtigt hatten, die in Kagehyi zurückgebliebenen [illegible]

[illegible] später trafen in der That vier weitere Väter

Missionare mit dem Pater Horner in Bagamoyo seiner Zeit eine Verabredung getroffen hatten, daß man sich gegenseitig keine Concurrenz machen wolle. Aber für Jesuitengewissen war dieses Versprechen nicht bindend, denn Pater Horner gehörte, wie Pater Lourdel auseinandersetzte, einem ganz anderen Orden an! Bald machte sich der Einfluß der beiden Eindringlinge in peinlicher Weise fühlbar. Mtesa, der eben erst noch gegen die evangelischen Missionare so freundlich gewesen war, kehrte jetzt wieder seine Despotennatur hervor. Zunächst wandte er alle Mittel an, um eine Verständigung zwischen den beiden rivalisirenden Missionen zu hintertreiben, denn der Gedanke, die eine Partei gegen die andere auszuspielen, und eben dadurch aus beiden Nutzen zu ziehen, schien ihm über die Maßen einzuleuchten. Als darum die protestantischen Missionare in edler Nächstenliebe die erkrankten katholischen Brüder besuchen wollten, verbot ihnen Mtesa das Betreten des Zeltes bei Todesstrafe. Es sollte noch schlimmer kommen. Vergeblich ersuchten die Engländer den König um Aufklärung über sein feindseliges Verhalten. Statt der erbetenen Antwort wurden sie von Mtesa mit wilden Schmähungen überhäuft, denn gerade in dem Augenblick, wo sie in Audienz empfangen werden sollten, hatte derselbe ein angeblich von dem englischen Consul in Zanzibar, Dr. Kirk, herrührendes Schreiben empfangen, welches versicherte, keiner der englischen Missionare in Uganda sei im Auftrag der Königin von England gekommen, und das von denselben mitgebrachte Empfehlungsschreiben des britischen Ministers des Auswärtigen, Salisbury, sei gefälscht.

Was Dr. Kirk dazu bewogen haben mag, in seinem arabisch abgefassten Briefe an den König Mtesa die protestantischen Missionare in Uganda als Fälscher und Betrüger hinzustellen, ist bis zur Stunde noch nicht recht aufgeklärt. Thatsache dagegen ist, daß Lord Salisbury, der britische Minister des Aeußern, ihn sofort telegraphisch anwies, in einem Briefe an Mtesa den Sachverhalt richtig zu stellen. Wir können uns des Verdachtes nicht recht erwehren, daß dieser britische Würdenträger eine Politik auf eigene Faust trieb, die ihm sehr leicht seine Stelle kosten könnte. Empfahl er doch dem König Mtesa in dem gleichen Briefe ein englisches Handelshaus in Zanzibar, das

bereit sei, ihm Snidergewehre zu liefern, das Stück sammt 100 Patronen zu Fr. 75, und theilte mit, daß der Sultan von Zanzibar Mtesa gerne Instructionsofficiere übersenden werde. Außer dem Einfluß der Jesuiten und dem ersten überraschenden Eindruck, den der Brief von Dr. Kirk auf Mtesa machte, wirkte jedoch offenbar noch ein drittes Moment mit, um Mtesa gegen die protestantischen Missionare mißtrauisch zu machen. Es ist der glühende Haß der arabischen Kaufleute und Sclavenhändler und der Magnaten von Uganda gegen die christlichen Missionare. Mtesa ist schon seit geraumer Zeit krank, und die Großen seines Landes würden es gerne sehen, wenn er recht bald stürbe, da sie, so lange dieser Despot lebt, ihres Lebens nie auch nur einen Augenblick sicher sind. Daß darum Missionar Felklin Mtesa ärztlich behandelte, war diesen Höflingen durchaus nicht erwünscht. Dies ist jedoch nur einer der vielen Gründe, weshalb sie die Fremden fortwünschen. Die Hauptursache des Hasses ist und bleibt ihr tiefer Widerwille gegen das Evangelium, dessen beredte Verkündigung nicht bloß dem Sclavenhandel, sondern der ganzen übrigen wüsten Wirthschaft in Uganda die Axt an die Wurzel legt.

Inmitten all dieser verschiedenartigen Einflüsse schwankte der launische Despot haltlos hin und her wie ein Rohr im Winde. Anfangs März 1879 war sein Benehmen gegen die protestantischen Missionare ein so feindseliges geworden, daß dieselben etwas übereilt um die Erlaubniß baten, Uganda wieder verlassen zu dürfen. Die Erlaubniß zu diesem Schritte wurde erst ertheilt, dann Tags darauf widerrufen. Dagegen wurden ein paar Wochen später, am 9. April, die von Zanzibar her eingetroffenen evangelischen Missionare, Copplestone und Stokes, vom König gnädig in Audienz empfangen. Nicht minder launisch zeigte sich Mtesa gegenüber den Jesuiten. Auch sie machten sich gelegentlich mit dem Gedanken vertraut, Rubaga wieder zu verlassen, wurden dann aber durch neue Gunstbezeugungen wieder am Hoflager Mtesa's festgehalten. Am 20. April verließ Pater Amanz Rubaga, um auf dem Dampfer der Engländer, dessen sich die Leute Mtesa's gewaltsam bemächtigt hatten, die in Kagehyi zurückgebliebenen Jesuiten abzuholen.

Ein paar Monate später trafen in der That vier weitere Väter

gleich geneigter scheinen die Waganda zur Erweiterung ihrer Kenntnisse zu sein. Diesem Wissenstrieb suchten die Missionare durch ihre A-B-C-Schulen entgegenzukommen. Auch sind sie gleichzeitig bestrebt, durch Aufstellung eines Wörterbuches, eine Sammlung von Fabeln u. s. w. sich die Landessprache, das Kiganda, gründlich anzueignen und schriftlich zu fixiren. Leisten sie schon dadurch der Wissenschaft große Dienste, so nicht minder durch ihre zuverlässigen Mittheilungen über die metereologischen, geographischen und ethnographischen Verhältnisse von Uganda, so daß sich auch hier wieder auf's neue zeigt, wie Mission und Wissenschaft einander in die Hände arbeiten.

Gleichzeitig hat man aber auch auf dieser Station wiederholt die Erfahrung gemacht, wie überaus wichtig für die Missionare in solchen barbarischen Ländern medicinische Kenntnisse sind. Je inniger hier die landesübliche Heilkunst mit dem scheußlichsten Aberglauben verbunden ist, desto segensreicher muß sich die Wirksamkeit eines tüchtigen und hingebenden Missionsarztes gestalten. Durch das Heilen leiblicher Schäden gewinnt er sich auch allmählig die Herzen seiner Patienten, und durch die überlegene ärztliche Kunst Europa's wird die grauenhafte Praxis der mit Zaubermitteln hantirenden einheimischen Quacksalber mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Wie willkommen die ärztliche Hilfe den Waganda war, beweist der Umstand, daß Missionar Litchfield allein im September 1879 gegen 300 Kranke zu behandeln hatte.

Den gegenwärtigen Stand der Mission in Rubaga können wir nicht besser characterisiren, als mit den Worten des Missionars Litchfield selbst, der in seinem letzten Briefe an die „Church Missionary Society“ schreibt: „Den einen Monat scheint das Werk zu gedeihen, den anderen Alles still gestellt zu sein; heute ist der König und sein Hof freundlich und morgen werden wir von allen Parteien als Feinde betrachtet. Um die volle Wahrheit zu sagen, so hat Mtesa noch nie sein Wort gehalten, noch keines seiner guten Versprechen erfüllt, und ist nur von dem einen Bestreben durchdrungen, von uns irdische Vortheile und insbesondere Kriegsmunition zu erhalten. In offener Versammlung hat er mit seinen Häuptlingen am 23. December 1879 das Christenthum verworfen, und vor wie nach diesem

Tage galt in Uganda die Toleranz oder irgend welcher Grad von Freiheit nur in der Theorie und niemals in der Praxis. An Mtesa's Hofe aber liegen alle Elemente, Politik und Religion, Haß der Araber, heimliche Machinationen der Römlinge, und andere schwefelhafte Stoffe mehr, zur Explosion bereit, und eines Kindes Finger würde genügen, um dieselbe herbeizuführen. Aber neben diesen Schwierigkeiten fehlt es auch nicht an tröstlichen Erfahrungen. Im ungezwungenen Umgang mit den Eingebornen, die ich ärztlich behandelte, unterrichtete oder einfach besuchte, habe ich bei dem armen Volk immer eine große Bereitwilligkeit vorgefunden, die Geschichte vom Kreuz anzuhören. In vielen Fällen haben mir die Zuhörer ihr Erstaunen und ihre Freude darüber bezeugt, daß Jesus für sie gestorben ist. Außer den jungen Männern und Knaben, welche im vorigen Sommer bei mir lesen lernten und etwas von den wunderbaeen Werken Gottes erfuhren, gibt es viele hin und her zerstreute Leute, denen ich den Heilsplan darlegen durfte, und wenn ich auch von keinem derselben sagen kann, er ist ein Convertit, so kann ich doch auch nicht glauben, daß diese Aussaat eine völlig vergebliche sein sollte, sondern hoffe Frucht, auch wenn dieselbe lange auf sich sollte warten lassen. Meiner Ueberzeugung nach haben wir unsere Hoffnung vor allem auf die Armen und die Jugend Uganda's zu setzen, aber wenn wir diesen unsere ganze Aufmerksamkeit zuwenden, hat die Mission in Uganda gewiß noch ihre Zukunft. Während aber wir durch kräftige Streiche die in Uganda herrschenden Greuel, Vielweiberei, Zauberei, Ehebruch, Mord Sclaverei u. s. w. mit der Wurzel auszurotten bestrebt sind, suchen die katholischen Missionare ihrerseits das Gemüth der Wilden durch ein weniger tief einschneidendes, mehr passives System zu erobern. Ihr Plan geht jetzt darauf aus, für Kugeln, Kleider, Kühe u. s. w. kleine Knaben und Mädchen zu kaufen, dieselben in ihren Seminarien in den Formen und Ceremonien der römisch-katholischen Kirche und in Handwerken zu unterrichten, und auf diesem Wege das Land zu missioniren."

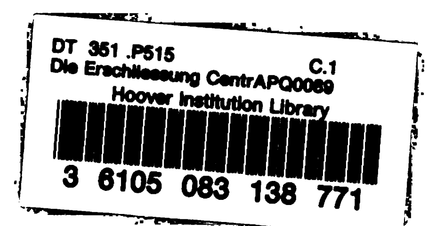
Uganda ist nicht das einzige Land in Centralafrica, in welchem evangelische Missionare den heroischen Kampf mit allen bösen Geistern des schwarzen Welttheils aufgenommen haben. In Livingstonia und Blantyre am Nyassasee, in Urambo, der befestigten, an

die 15,000 Einwohner zählenden Residenzstadt des „Räuberkönigs“ Mirambo, in Udschidschi am Ostufer und Uguha am Westufer des Tanganikasee's finden wir jetzt evangelische Missionsstationen, während die englische Baptistenmissionsgesellschaft von San Salvador am untern Congo aus vorzudringen sucht. Alle diese Missionen haben auch schon ihre Todten zu beklagen, wie denn der um die Evangelisirung Madagascar's hochverdiente Inspector der Londoner Missionsgesellschaft, Dr. Joseph Mullens, als er der Station am Tanganikasee trotz seiner 60 Jahre einen Besuch abstatten wollte, unterwegs erkrankte und starb. Aber nach fast allen diesen Puncten dringen jetzt auch die massenhaft herbeiströmenden römisch-katholischen Sendboten vor, die in ihren Mitteln wenig wählerisch, sich mit Vorliebe in die Wirkungskreise der Evangelischen eindrängen und da ernten möchten, wo sie nicht gesäet haben.

So ist es denn ein Gemälde mit hellem Licht und tiefen Schatten, das wir hier aufgerollt haben, und diese schroffen, unvermittelten Contraste wird Africa unserem Auge wohl noch auf lange hinaus zeigen. Wohl flammt auf den Höhen bereits das Morgenroth einer bessern Zeit; aber in den Thalgründen herrscht noch Todesschatten, und unheimliche Nebel wogen auf und ab, welche der Sonne die Herrschaft streitig machen. Wir leben der Hoffnung, daß jetzt auch für den Welttheil, auf welchem Jahrtausende durch der Fluch Ham's gelastet hat, die Erlösung nahen wird, aber wie alles Große auf Erden, kann auch diese Befreiung Africa's nur das Werk treuer, hingebender, unermüdlicher Nächstenliebe sein, wie sie nicht bloß ein flüchtiges Modeinteresse für den „geheimnißvollen“ Welttheil, sondern allein der begeisterte Glaube an die weltüberwindende Kraft des Evangeliums zu erzeugen vermag.

Peyer, G.
Die Erschliessung Central-Afrika's. 230428

NAME	DATE


DT 351 .P515 C.1
Die Erschliessung CentrAPQ0089
Hoover Institution Library
3 6105 083 138 771

